Scenen und Geschichten

von

C. Spindler.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erster Band.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein Dampfschiff.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I. Die Abfahrt.

(Die Glocke wird geläutet. Die Passagiere kommen stürmisch an Bord. Das Schiff fährt ab. Es wimmelt von Menschen auf dem Verdeck.)

Capitain. Frisch zu, ihr Jungen! Laßt Euch die nachsetzenden Barken nicht kümmern! Verspätete Reisende; weiter nichts. Der Dienst muß frisch und rund gehen. Keine Verzögerung! Wir haben das Geld der trägen Herren: sie mögen zusehen, wie sie nachkommen, oder Extrapost nehmen.

Ein schwermüthiger junger Mann zu seinem Begleiter. Siehst Du, Theodor! Ein Bild des Lebens! Mitten in dessen Bahn geworfen, mögen wir immerhin streben, das Ziel zu erreichen. Das falsche Leben — der tückische Wirbelstrom — hält nicht an, und seine Wellen spotten unser, wenn wir unterliegen.

Der Begleiter. Mit Recht, guter Adolar! Dem Trägen ist nicht Glück, noch Ziel beschieden.

Ein Spekulant zum Andern. Das Schiff führt

in seinem Raum zweitausend Zentner an Waarenballen; der Dividend mag günstig ausfallen.

Der Andere. Es ist doch nichts in Vergleich mit den Dampfbooten Amerika's.

Ein Fräulein. Ach, Sidonie! möchtest Du auf den amerikanischen gewaltigen Strömen treiben? Mich ergreift hier am Geländer schon ein Schwindel.

Sidonie. Je schneller die Wasser reißen, je besser finde ich's. Hast Du noch nie den Traum gehabt, als seyest Du ein Vogel in weiter Luft? Ich fühle wachend jetzt dieß herrliche Behagen.

Die nervenschwache Mutter. O die Jugend ist unbesonnen, und gefällt sich, auf einem Strohhalm über dem Abgrund schaukelnd. Ich weiß, daß ich bereue, dieses Schiff gewählt zu haben. Das betäubende Geräusch der Räder ... der Steinkohlendunst ...

Ein Hypochondrist. Die elenden Beschwerlichkeiten der irdischen Creaturen verfolgen uns allenthalben, meine Gnädige. Wenn wir erst an die Abgründe, an die Wirbel des Stroms kommen .... dann ist Resignation die höchste Pflicht. Ich könnte Ihnen tausend Beispiele von Unglücksfällen erzählen, die von dieser allzuwenig noch gekannten gefährlichen Maschine ihren Ursprung nahmen. Ich will Ihnen nicht Angst einflößen, aber ich war mit der Welt quitt, als ich diesen Bord betrat.

Ein junger Maler. Ei, so hätt' ich's gar nicht gethan! Die Neugierde war indessen, denke ich, stärker als ihre Furcht, mein Herr. Ich habe dagegen nur Verdruß, das Schiff geht wie ein Pfeil, und läßt mir nicht Muße, die mindeste Skizze der herrlichen Ufer zu nehmen.

Ein andrer Maler. Laß die Burgen, laß die Höhen! Verlege Dich auf's Portrait. Die zahlreiche Gesellschaft bietet viel Stoff. Willst Du eine niederländische

Schöne? Sieh die gastliche Wirthin dieses Schiffes, die mit so viel Grazie den Rum präsentirt!

Ein vornehmer Herr. Mein charmantes Weibchen! Sie sind zu liebenswürdig! Wie können Sie sich überwinden, in diesem Schiffe Ihre Jugend zu vergraben?

Die Wirthin. Jugend, mein Herr? Ich war achtzehn Jahre alt, als Paul mich heirathete, habe zehn Jahre vergnügt mit ihm gelebt, und schon sind es viere her, seit er an jener Sandbank ertrank, Gott habe ihn selig. Er ist wie ein wackerer Schiffer gestorben.

Eine junge Wittwe. Wie ist's möglich, daß sie so ruhig von dem Tode ihres Mannes sprechen kann! Die Thränen um den Meinigen fließen noch.

Ein Operist. Laß sie fließen, die Thränen der Wonne!

Ein Dichter (läßt indessen sein Rumglas über Bord fallen):

> Wer wagt es, Ritter oder Knapp,
> Zu tauchen in den Schlund?
> Den goldenen Becher werf ich hinab . . . !

Mehrere Stimmen vom andern Ende des Schiffs. Um Gotteswillen! Das Unglück! Hülfe!

Ein Matrose. Plumps! drinnen läge er!

Der Capitän (voll Zorn). Gewiß der Seidenballen, der dem Reglement zum Trotz nicht in den Raum geschafft wurde? Wartet, ihr trägen Hunde . . . !

Eine weinende Dame. Herr Capitain . . . ! mein August . . . ! mein Kind . . . es ist in den Strom gefallen, helfen Sie!

Capitain (plötzlich gelassen). Ja so . . . ! gleich Madame! Peter! Jan! den Kahn hinunter! Es wird gleich geschehen seyn, Madame!

Ein Pedant. Welche Nachläßigkeit! Der Frau ge-

schieht Recht. Wozu sind die Geländer angebracht? Schlechte Erziehung! Der ungerathene Bube!

Der Hypochondrist. Ach! ihm ist nun wohl! Wer so geschwind hinüberginge!

Ein Offizier klettert mit dem geretteten Knaben empor. Beruhigen Sie sich, Madame. Hier ist Ihr Sohn!

Ein Moralist mit vieler Salbung. Mein edler Herr! Nur der Himmel kann Ihnen diese heldenmüthige That belohnen, die einem Mutterherzen ...

Ein italienischer Taschenkünstler. Diesmal seyn es gewesen, mein, in der Welt einziger Munito, quest' eccelente barbone, der den Bambino über'm Wasser hielt, bis der Cavalier ihn erfassen konnte.

Ein dicker Engländer. Wackrer Hund! Ich werde ihm ein zweites Belobungspatent auswirken, eine Pension aussetzen, und Sorge tragen, daß ihm ein Monument auf Subscription errichtet werde.

Ein magrer Engländer (in sein Reisebuch eintragend). Eine abenteuerliche Wendung des Vorfalls! Ich subscribire mit zwei Pfunden.

Ein angesehener Jude. Ich will doch auch beisteuern mit einem Pfunde.

Sein Söhnchen (heimlich). Vater, was thust Du? wo denkst Du hin?

Dessen Hofmeister (leise zum Sohne). Vergessen Sie nicht, Eleazarchen, daß in großer Gesellschaft, dem Ansehen zu lieb, die rechte Hand geben muß, wovon die linke nichts wissen will.

Eine Sängerin (von einem Spieltische aufstehend, und aus vollem Halse lachend). Eine vortreffliche Idee! dem Hunde ein Denkmal! Wo ist der Hund? Munito! komm her! ein allerliebster Pudel! Ich will, daß er mein sey.

Beste Gouvernante, schließen Sie mit dem italienischen Maestro den Handel ab.

Die Gouvernantin. Bedenken Sie, meine Schöne, welche rasende Forderung der Mann zu machen im Stande ist.

Die Sängerin. Wie? bin ich nicht im Stande, die rasendste zu befriedigen? Es ist meine Caprice.

Ihr Kapellmeister. Und Madame haben völlig Recht. Sie sind der Glanzpunkt, ein Ereigniß der Zeit; die ganze Welt thut und gibt, was Ihnen nur gefällt. Und Sie selbst sollten nicht für sich thun und geben, was Ihnen genehm ist?

Der ganze Kreis der Spielenden klatscht dem Kapellmeister Beifall zu.

Eine Pachterstochter vom Lande zu ihrer Freundin. Welch' ein Spektakel um des Kaisers Bart! Der Offizier, der durchnäßt und blaß, den Knaben im Arme, heraufstieg, um der Mutter das Leben wieder zu geben, gefällt mir besser, als Sängerin und Pudel.

Der Pachter zu seinem Nachbar. Solche Windbeuteleien gehören auf's Dampfboot. So ist heutzutage die Welt. Wie kommt es aber, Herr Regierungsrath, daß Sie schon so zeitig die Bäder verließen? ehe noch Ihre Gesundheit gänzlich hergestellt ist?

Der Regierungsrath (halbleise und lächelnd). Mein Lieber! Die Finanzen haben es nicht zugegeben, und nicht die Zeit. Unser Souverain ist sparsam und pünktlich. Ich habe Familie und sehne mich nach ihrer Zärtlichkeit. Darum wählte ich auch das schnelle Boot.

Der Pachter. Dort liegt ihre Heimath!

Sidonie. Ha! wie es nun doppelt schnell an's Ufer geht!

Der Maler. Welch' einzige Lage! Hier läßt sich, der Station wegen, ein Abriß nehmen!

Der Hypochondrist. Wenn wir nur nicht jetzt an der Sandbank scheitern.

Der Jude. Welche Menschenmenge am Ufer! Für jeden Kopf ein Pfund! Ha, welch' ein Reichthum!

Die Sängerin. Wissen die Leute etwa schon, daß ich an Bord bin?

Der Operist zum Dichter. Speisen wir am Lande?

Dichter. Meinetwegen! Der Burgunder ist hier vorzüglich.

Das Fräulein. Mama! auch wir sind hungrig.

Die Mutter. Ihr Glücklichen! ich habe die Seekrankheit!

Die Matrosen. Hurrah! ans Land!

Capitain. Meine Herren und Damen! Schnell gegangen, schnell wiedergekommen!

Der Pachter. Herr Regierungsrath! Dort stehen einige Damen, die Ihnen mit Tüchern winken!

Regierungsrath. Meine Familie, meine Lieben, willkommen!

Der magre Engländer (zum Andern). Und wir, Master? was wir?

Der Dicke. Alles wohl überlegt, setzen wir uns zum Frühstücke.

Der Magre. Sie gehen nicht an's Land?

Der Dicke. Nein.

Der Magre. Besehen die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten nicht?

Der Dicke. Bewahre, das steht alles in meinem Guide. Ich reise seit drei Jahren auf diese Weise, und befinde mich wohl dabei.

Der Magre. Auch mein Fall. Kommen Sie, die Austern zu versuchen.

II. Die Ankunft.

(Der Abend sinkt in Dämmerung. Das Schiff nähert sich mit rauchendem Schlot, majestätisch die Wellen durchschneidend, dem Ankerplatz. Die Dämme wimmeln von Zuschauern. Die Schiffbrücke, ebenfalls voll vom Gedränge, zittert von dem Stoße der Fluthen, die das Dampfboot bei seiner heftigen und kühnen Wendung gegen die Pontons schleudert. Das Schiff landet unter Hurrahruf und unbändigem Geschrei.)

Capitain. Holla! ihr Jungen! die Brücke heraus! die Anker geworfen! Da wären wir.

Gensd'arme (an Bord steigend). Meine Herren und Damen! Ihre Päffe, wenn's gefällig wäre.

Pachter. Hier, mein Herr! man muß seine Papiere in Ordnung haben.

Der dicke Engländer. Paß ist ein Artikel, den ich nicht führe. Wir sind nicht daran gewöhnt in Alteng- land. Aber schweres Geld führe ich dagegen, und das ver- tritt die Stelle.

Ein Auswanderer. Da ist mein Paß, gestrenger Herr von der Polizei. Wie weit ist's noch bis Brasilien?

Ein Vagabund. Ich bin von hier, mein Herr: kein Fremder. Dürfte ich Sie jedoch fragen, wo ich auf den Petersplatz komme?

Ein einfältiger Handschuhmacher. Pardon, Herr Gensd'arme; schicken Sie mich nicht in Arrest. Ich habe mein Wanderbuch vergessen; bin nur drei Stunden von hier gebürtig.

Gensd'arme. Geh er hin! Man sieht schon, daß Er nicht weit her ist.

Dichter (zum Sänger). O, der prosaischen Polizei! Wir, Freund, sollten frei gehen durch alle Welt.

Operist. Wenigstens kömmt hier ein Mann, der uns nichts anhaben wird.

Zollbeamter. Nichts zu declariren, meine Herren und Damen? Keine Contrebande, gemeines Volk?

Der magre Engländer. Ah! hier ist wieder das Vaterland.

Sängerin. Unverschämte Leute! wollt Ihr von meinen Coffres weichen?

Ihr Kapellmeister. Messieurs! Respectez les effets de la première artiste de l'Europe!

Zollbeamter. Welche Zumuthung! Hier wittre ich erst verbotne Waare! Aufgemacht!

Die Gouvernante (entrüstet). Wissen Sie nicht, Herr, aus der Geschichte des Marschalls von Sachsen, daß Lorbeeren keinen Zoll entrichten?

Sidonia. Schade, daß der Guten ihre Belesenheit nicht hilft.

Fräulein. Mama, sollen auch wir unsre Coffres öffnen?

Die Mama (seufzend). Leider mein Kind. Die neuen Nachtmützen, die ich für Papa gekauft, werden verloren seyn.

Hypochondrist. Madame! Sie defraudirten? Gott stehe uns im Unglück bei!

Moralist. Jedes Verbrechen entläuft der Strafe nicht.

Lastträger. Nichts zu tragen, meine Herrschaften? Packt auf, ihr Leute! nach der Reihe!

Maler. Alle Donnerwetter! dort läuft einer mit unserm Felleisen davon! Heda! halt auf!

Sein Freund. Laufe, meine Freund! Ich habe ganz Rom und Griechenland darein gelegt!

Ein vierschrötiger Kerl (mit einem Hunde unter'm Arme, macht sich Platz durch die Menge, wirft den Maler vom vom Brett und läuft davon). Was Griechenland! Was Rom! laßt mich durch!

Viele Stimmen. Ein Dieb! ein Dieb!

Italiener. Ah bricone! Er haben mir gestohlen meinen Munito!

Phlegmatikus. Da haben wir's! schon wieder Einer im Wasser.

Dame. Mag er, der rauhe bärtige Gesell! Hab' ich doch wieder meinen August!

Des Pächters Tochter. Ob der Offizier wohl wieder hinabspringt?

Capitain. Alle Wetter! Jungens! hinab! zieht den Herrn heraus! die Pest auf Eure Langsamkeit!

Spekulant. Warum jetzt so eifrig? ist der Mensch assekurirt?

Capitain. Er hat seinen Platz noch nicht bezahlt. Merken Sie denn das nicht?

Eine Menge von Neugierigen (auf's Schiff strömend). Eine herrliche Erfindung, das Dampfboot!

Stutzer. Schön dekorirt! theure Preise! Absonderung vom Janhagel.

Seine Begleiterin. Bester! ich fürchte mich! Wie der Dampf zischend hinausfährt! Wird der Kessel nicht springen?

Pedant. Wir sind allenthalben in Gottes Hand.

Knabe. Sieh, Vater, wie die Schornsteine rauchen! Wozu der Große, wozu der Kleine?

Vater. Aus dem Ersten fliegt das Kapital, aus dem Andern die Interessen.

Flußschiffer (zum Meister). Die Dinger sind doch so übel nicht, Herr! Es thut sich besser darauf, als auf unsern Schneckenfähren.

Meister. Halt's Maul, und denke an den Schaden, den die Höllenschiffe uns machen. Brächen sie doch alle den Hals auf offenem Strome!

Pietist. Welche Gräuel kecker teuflischer Erfindung! Zu meines Großvaters Zeiten hätte man den Erbauer verbrannt.

Vornehmer Herr (zum Capitain). Die erste Cajüte ist verschlossen. Darf man sie nicht sehen?

Capitän. Freilich. Verschlossen? Ach, ich besinne mich. Ein einzelner Herr hat sie für 80 Thaler gemiethet, und ist über den ganzen Tag nicht herausgegangen. Heda! holla! mein Herr, öffnen Sie!

Sonderling (öffnet schlaftrunken und die Augen reibend). Wer da? hab' ich nicht 80 Thaler bezahlt, um allein zu seyn? Oder, wären wir schon an Ort uud Stelle?

Schiffer. Ja doch, Herr; Alle sind fort!

Sonderling. So? eine kurze Fahrt. Ich habe fast immer geschlafen.

Capitän. Schönes Vergnügen.

Commissionär. Darf ich Sie in ein gutes Gasthaus führen, Euer Gnaden?

Sonderling. Gerne, Freund. Sind gute Betten daselbst?

Comissionär. Kaiserliche; auf Ehre.

Sonderling. Freut mich; ich bin wahrhaftig recht müde. — Wann geht das Schiff wieder zurück?

Capitän. Morgen um 6 Uhr.

Sonderling. Gut; ich behalte wieder die Cajüte. Reisen, wenn schon zum Vergnügen, erschöpfen alle Kräfte, und ich will sie mir möglichst erleichtern. Gute Nacht, meine Herren.

Capitän. Gesegne Ihnen der Himmel den Schlaf, wackrer Kunde! — Jetzt Jungens, sind wir allein. Nun wollen wir daran denken, unsre Contrebande auszuladen.

Ein Diner de Province in Paris.

(Nach Stanislaus Girardins Skizze.)

(Die Tafel ist servirt. Die Gäste sollen Platz nehmen. Confuser Tumult, weil ein Jeder sich nach der Karte drängt, die, auf der Serviette liegend, Jedem seine Stelle anweist. Die Vornehmsten allein werden von den Gliedern der Familie mit vielem Complimentgetümmel an die Ehrenplätze geführt. Endlich wird es stille. Die Suppe wird aufgetragen.)

Die Frau vom Hause. Herr Baron, Herr Präfecturrath, meine Herren und Damen! Verschmähen Sie die Suppe nicht, die meine Tochter Aspasia selbst bereitet hat; vortrefflich, wie mich dünkt.

Schmarotzer. Excellent, Madame, auf Ehre.

General. Was mich betrifft, Lafleur, ich danke für die Suppe. Dieser Speise bin ich entwöhnt.

Aspasia (leise zu der Mama). Hören Sie den ungezogenen Soldaten? Das verlernt doch alle Lebensart im Lager und Bivouac.

Hortense, die zweite Tochter (leise zur Mama). So beleben Sie doch die Conversation, Mama. Ihnen steht's zu, die Honneurs zu machen.

Mama. Recht, mein Kind. Lafleur, präsentirt den Herrschaften Wein. Ein Schluck nach der Suppe disponirt den Magen.

Schmarotzer. Sie sind zu aufmerksam, Madame. Auf Ihr Wohlbefinden.

Baron (zum General heimlich). Mein Gott, wären wir nur schon ledig dieser kleinstädtischen Fesseln!

Herr vom Hause (im Begriff, das Rindfleisch zu zerlegen). Wahrhaftig, meine Herren! es ist überall der Gebrauch, Rindfleisch zu essen, aber nirgends findet man's besser, als zu Paris.

Hortense (zur Mutter). Bieten Sie doch die Melone an.

Mama. Meine lieben Gäste! Melone zum Rindfleisch schmeckt delicat.

Ein Theil der Gäste. Wir danken freundlichst.

Schmarotzer. Wenn wir bitten dürften.

Herr vom Hause (die Melone zerlegend). Ei, ei, wie bleich von Farbe, diese Melone! als ob sie vom Fieber aufgestanden wäre! bleich, wie Dein Teint, Du kleine schelmische Hortense! (er lacht dabei herzlich. Die Gäste verziehen das Gesicht.)

Hortense (zur Mutter). Papa ist wieder abscheulich. Wie ich mich schäme!

Mama. Unsre Moutarde du Mail ist vorzüglich, meine Herren! Langen Sie zu.

Präfecturrath. Ich möchte gerne, Madame, aber: wohin ich auch sehe . . .

General. Lafleur! setzt doch den Senf auf, den Madame uns so sehr angepriesen.

Mama (beschämt). Schlingel! Alles zu vergessen!

Baron (gähnend zu einem Abbé). Mein Bester, wollen wir nicht grande patience spielen? Seit einer Ewigkeit ist die erste Tracht verzehrt, und die zweite läßt sich immer noch erwarten.

Mama (leise zu Hortense). Sieh doch nach der Küche,

und Du Aspasie, rede etwas Vernünftiges, damit die Herren keine Langeweile haben.

Herr vom Hause. Wahrlich, meine Herren! Ich schätze mich glücklich, jetzt einer Ihrer Mitbürger zu seyn, nachdem ich so lange in der Provinz vegetirt.

Schmarotzer. Wie konnten Sie Ihre Verdienste so lange vergraben?

Abbé. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß...

General (zum Pr.=Rath). O weh! es bricht die Fluth der Complimente los.

Mama. Paris ist eine Zauberwelt, meine geehrten Gäste. Was ich hier gesehen und gehört, — wie ein Traum kommt mir's vor. In den wenigen Tagen... es ist mir nicht möglich, alle Figuren des großen Bildes deutlich vor den Augen und dem Gedächtniß zu halten. — Hortense! kommt endlich der zweite Gang? — Sehen Sie, meine Herren und Damen, der Löwe, der Elephant im Luxemburg, die Senatoren im Jardin des plantes....

Aspasia (laut schreiend). Aber, liebe Mutter...

Mama (ohne sich irre machen zu lassen). Ferner die Theater: Wie herrlich spielte Elleviou im Orest! Wie vortrefflich sang Talma in der Tante Aurore!

Hortense (laut lachend). Aber, Mama, sie faseln ja!

(Die Gäste ersticken beinahe vor unterdrücktem Lachen. Der Hausherr rückt unruhig mit seinem Stuhle. Die Schmarotzer fallen gierig über den zweiten Gang her, der gerade aufgetragen wird.)

Mama (beschämt). Gott sey Dank! Der zweite Gang ist da! Zugelangt, meine lieben Gäste! Frau Baronin, dieses Poulardenschenkelchen! Es ist auf unserm Maierhof gewachsen! Herr Abbé, ein wenig von dieser Crême! Meine Tochter Aspasia hat sie bereitet.

Abbé (süßlich). Ach, diese Crême schmeckt wie Ambrosia!

Aspasia (geziert und geschmeichelt). Sie setzen mich in Verlegenheit. Ich muß nach dem Dessert sehen.

Schmarotzer. Nichts besser als Ihre Poularden, Madame!

General zum Baron. Ich komme um vor Langeweile.

Herr vom Hause. Allons, Lafleur! Champagner! Wir sind im Zuge! Champagner, um die allgemeine Fröhlichkeit zu steigern!

Mama. Er moussirt herrlich, unser Champagner. Niemand versteht es besser, den Pfropf zu lüften, als mein Mann.

Herr vom Hause (bescheiden). O, meine Liebe! zu viel des Rühmens!

Schmarotzer. Hier ist Gelegenheit, meine Couplets anzubringen:

Sey gegrüßt, Du würzige Rebe,
Die wie Nektar . . . . . . (er bleibt stecken).

(Herr vom Hause öffnet die Flasche. Der Pfropf springt jedoch nicht, und der vielgerühmte Wein moussirt nicht. Hie und da ausbrechendes Gelächter. Der Hausherr zuckt verlegen die Achseln. Madame möchte vergehen vor Schaam).

Hortense. Sieh doch, Aspasia, wie schlecht der Lafleur das Dessert aufsetzt.

Aspasia (roth vor Zorn). Ich sehe es, und bekomme gewiß das Gallenfieber!

Mama (bricht aus im Unmuth). Lafleur; dummer Lafleur! wollt Ihr wohl . . . ! ist das eine Art, das Dessert vorzusetzen!

Aspasia (weinend). Keine Symmetrie! keine Ordnung!

(Hortense läuft um die Tafel, und wirft Teller und Körbchen unter einander, um sie in beßre Ordnung zu bringen).

Der Hausarzt. Lassen Sie doch, Mademoiselle!

Bemühen Sie sich nicht! Der Magen spottet ohnehin jeder Symmetrie!

Mama. Das Hauptstück des Desserts ist der fromage glacé, den meine kleine Caton auf's Niedlichste bereitet. Aspasia, servire ihn zuerst dem Herrn Baron! dann dem Präfecturrath! vergiß den General nicht! übergehe die Oberstin nicht, die Du nicht leiden kannst. Bei Tische müssen alle Vorurtheile schweigen.

Aspasia. Ruhig, liebe Mama. Alle werden bekommen. Ich will die Portionen schon darnach eintheilen.

Mama. Hebe auch Deiner Schwester auf, die zum Kaffeemachen gegangen ist.

Aspasia. Ich esse lieber selbst nichts von der Delikatesse, als daß Hortense entbehren sollte.

Baron zum General. Der Eierkäse da ist detestabel.

General. Kommisbrod ziehe ich der Misère vor.

Schmarotzer. Dieser fromage glacé ist vorzüglich, Madame. Nur in Ihrem Hause muß man ihn essen.

Mama. Sehen Sie, meine Verehrten. Vielerlei kömmt dazu. Erstens Crême à la famille.

Aspasia. A la vanille, Mama.

Mama. Dann Orangen, dann Kaffee, dann . . . wie heißt das Grasgrüne, meine Tochter?

Aspasia. Pistazien, Mama.

Mama. Wahrlich! Du hast ein Gedächtniß, wie Methusalem, mein Kind! Aber, lieber Mann, was machst Du mir für Augen? Der Malaga wird gleich gebracht werden.

Herr vom Hause (schüttelt unwillig den Kopf).

Mama. Ei so rede doch, statt Gesichter zu machen! Ich errathe jetzt. Du befiehlst gewiß von dem weißen

Weine, den Du selbst in unserm eigenen Weinberge gezogen?

Herr vom Hause. Ich bin überzeugt, daß ihn Jedermann vortrefflich finden wird.

Mama. Ohne Zweifel, Dir zu gefallen, wird gerne ein Jeder vom Amphions Wein trinken.

Hortense (hereinkommend, mit lautem Gelächter). Mama will gewiß von Amphytrion sprechen! fehlgeschossen, Mama!

Mama (aufgebracht). Ich schieße nie fehl, Mademoiselle. Warte Deines Amtes und schweige!

(Der Kaffee ist kalt, der Wein aus dem eigenen Weinberge abscheulich; die Liqueurs sind hausbackene Extracte von Wermuth und Kümmel. Die Schmarotzer fallen, faute de mieux, über die saubern Köstlichkeiten her; die honetteren Leute suchen in aller Stille ihre Hüte, und entfliehen dem gaumenmörderischen Banquet, ehe noch Aspasia's Drohung, ein Tafellied von Béranger vorzutragen, zur Vollziehung kömmt.)

Lebens-Versicherungs-Anstalten.

Eine Hauptstraße in einer großen Stadt. In der Nähe ein Friedhof. Viele Leute, die von demselben zurückkommen.

Eine alte Frau. Habe ich doch in meinem Leben nichts Schöneres gesehen, als des Herrn Präsidenten Leichenbegängniß!

Das Kind an ihrer Hand. Ja, Mutter, so schöne Musik hören wir nicht alle Tage, und unser Garten trägt keine so schöne Blumen, als die waren, die man dem armen Herrn in's Grab nachwarf.

Ein alter Nachbar. Sie waren verdient, diese Kränze. – Es ist ihm noch Herrlicheres in die Grube nachgeworfen worden, als Klang und Blume: eine Saat von Thränen, — Thränen von armen ehrlichen Leuten, die der Selige unterstützt und gepflegt hat, mit Allem, was er erübrigen konnte.

Mehrere Arme. Gott segne ihn! er hat uns gekleidet! er hat uns genährt! er war unser Helfer, als die ganze Welt uns verlassen!

Ein Vater zu seinem Sohne. Hörst Du den Lobgesang, mein Sohn? Auch Du trittst nun in die Welt, auch Du wirst Vater eines Hauses, einer Familie werden.

Vergiß darum nicht, den Leidenden dennoch immer Vater zu bleiben, so weit Deine Kräfte reichen.

Der Sohn. Warum muß ein so schönes Leben sinken? Warum den Seinigen, nach so vielem Guten, nur Schmerz und Gram hinterlassen?

Ein Herr, zu den Damen, die er führt. Freilich hat er nichts Andres hinterlassen als das Register seiner Almosen. Traurig genug für die Familie, zu deren Erhaltung die schmale Pension bei Weitem nicht hinreicht, und die mehrere Töchter und Söhne zu versorgen hat!

Ein junger Ehemann zu seiner Gattin. Scheiden thut weh, meine Liebe; nicht wahr, ein Gatte sollte eigentlich niemals sterben!

Eine alte Mamsell. Das beste Mittel unstreitig, der verderblichen Hagestolzen-Wuth der heutigen Männer zu steuern!

Ein Zettel-Anschlager. Das ist der beste Augenblick, mein Placat an die Mauer zu heften. Herbei, ihr Herren und Damen! herbei ihr guten Leute und schlechte Christen! herbei, ihr Pöbelvolk und armes Gesindel, das nur an der Erde hängt wie eine Milbe am schwarzen Brod, und dennoch selbst von dem schwarzen Brod nicht weichen will, als ob es Zucker wäre! Herbei, ihr Todesscheue, allzumal! les't die Proclamation, die ich an die Ecke klebe: leset und genefet!

Ein Schuster, der mit offenem Maule vor dem Zettel stehen bleibt. Lebensversicherung? Ei du mein blauer Montag! was man nicht heut zu Tag alles erfindet!

Ein Schneider, der sich hinter ihm auf die Zehen stellt. Lebensversicherungs-Anstalt? Soll man da nicht sterben? Wer mir das erklärte! ich habe begriffen, zu meinen Kleidern das Maß mathematisch zu

nehmen, und wäre vielleicht auch gescheidt genug, den Zettel zu capiren.

Ein Politikus. Seht, ihr Freunde, ich möchte euch das wohl erklären, weil ich's aus dem Grund verstehe, wie überhaupt Alles, was in der Welt und ihren Staaten vorgeht. Seht: gegen das Sterben hilft das Ding so eigentlich nicht, denn der berühmte Paracelsus sagt selbst, daß wider den Tod kein Kraut gewachsen ist. Man sollte das Ding deßhalb wohl eher Todes-Versicherung, als die des Lebens nennen, weil immer eher Einer sterben muß, ehe ihn der Andere, die Anstalt nemlich, bezahlt.

Die Zuhörer. Ah! bezahlen? wem wird bezahlt?

Zettel-Anschlager. Euch, ihr dummen Leute! Euch, wenn ihr im Leben brav beigesteuert habt und endlich gestorben seyd.

Ein Zinngießer. Was nützt mir denn die Zahlung, wenn ich todt bin? —

Ein Tischler. Gott sey Dank, daß das Ding 'ne solche Wendung nimmt! ich dachte gar, der Tod sollte aufhören und keine Särge mehr gemacht werden.

Ein patentirter Bettler. Oder, die Reichen hätten allein das Privilegium bekommen, sich vom Grabe loszukaufen.

Ein Dorfpfarrer zu seinem Schulzen. Sieht Er nun, Herr Schulze, wie weise die Schöpfung in all' ihren Dingen ist, und der Landesherr in seinen Gesetzen? Hier ist Ihm das Mittel geboten, würde Er selbst ein Bettler, den Seinigen ein Capital zu hinterlassen, das sie vor jedem Mangel sicher stellt.

Schulze kratzt sich hinter den Ohren. Recht gut, Herr Pfarrer. Das hilft aber nicht gegen Viehsterben, Steuern, Einquartirung und Frohndienst. Ich denke mir immer: weil Du Dir's hast sauer werden lassen, so mögen

die Deinigen nachher auch sehen, wie sie auf dieser Welt durchkommen.

Eine Hauptmännin zu ihrem Gemahl. Nicht wahr, mein Bester, sie lassen sich assecuriren, ehe Sie in's Feld ziehen?

Der Hauptmann. Leider, meine Vortreffliche, sind wir Kriegsleute von der vortheilhaften Anstalt ausgeschlossen.

Ein langer blasser Mensch. Was meinen Sie, mein Freund, wenn ich mich jetzo versichern ließe?

Der Freund. Die Anstalt würde, fürchte ich, bei ihrer Acquisition nicht zum Besten wegkommen.

Ein Arzt. Lassen Sie sich diese Gedanken vergehen, mein Allervortrefflichster. Sie haben einen hektischen Habitus, eine Hahnen-Brust, lange weiße Zähne, und einen permanenten Husten: Sie sind nicht zu versichern.

Ein eingebildeter Kranker. Gott stehe uns bei! die verdammte Lebensversicherung wird eine Menge von Todesurtheilen zu Tage fördern. Wie mancher, mit rothen Wangen und wohlgenährter Gestalt, glaubt sich jetzo noch gesund, und erfährt mit Schrecken, just da er sich seine Hand voll Tage noch versichern will, daß er ein Patient des nahen Endes ist!

Ein Student. He da, mein lieber Freund und Stubenbursche! das ist ein herrlich Ding! wir wollen uns gegenseitig versichern. Geht Einer von uns während der academischen Zeit am Commers oder am Schläger drauf, so soll der Andre doch noch etwas Besseres erben als die Bücher und den Stiefelknecht.

Ein Agent. Verzeihen Sie, mein Herr, so angenehm uns stets Ihr Geld seyn wird, so bricht doch schlechter Lebenswandel und Duell den Contract mit Haut und Haar.

Ein Melancholikus, zu einem Andern. Du weißt, wie arm mein Beutel, wie überdrüssig mir das

Leben, wie träge Arm und Kopf mir ist. Wie, wenn ich hinginge, mich versichern ließe, und dann in's Wasser stürzte? Familie und Welt wären mich dann los und die Erstere hätte zu leben.

Der Agent. Ihr Entschluß ist nicht übel, mein Herr. Aber der Selbstmord bricht jeden Contract.

Ein Mann mit gelblichem Gesicht. Ich wünsche der Erste zu seyn, der sich in die Liste der Versicherungen einschreibt. Ich wünsche meiner Familie 10,000 Thaler zu hinterlassen; hier ist mein Beitrag, hier das Zeugniß des Arzts. Fertigen Sie mir die Police aus, daß ich der Erste sey, dessen die öffentlichen Blätter erwähnen.

Der Agent. Gern, mein Herr, empfange ich Ihre Thaler, aber als Geschäftsfreund darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß es möglich wäre, daß irgend eine Krankheit der Organe sich in Ihnen gebildet, und daß, im Falle Sie binnen einer gewissen Frist an einem solchen Uebel verscheiden sollten, es nur von der Berathung der Gesellschaft der Versicherung abhängen wird, ob ihr Contract zu halten oder nicht.

Ein leichtsinniger Mann. Ha! seht dort den ellenlangen Zettel! eine Charlatanerie unserer Zeit! das wäre mir das Rechte! bin ich gesund, und bleib ich es, so zahle ich an Beisteuern in ein paar Jahrzehenden das ganze Capital, das ich mir versichern lassen möchte. Wozu die Possen? mein Weib hat meine Liebe, die Kinder haben die Hoffnung, und ich schaffe mir lieber im Jahr ein paar fröhliche Champagner=Stunden mehr und spare meine Prämie.

Ein solider Mann (notirt sich in seiner Schreibtafel den Namen des Agenten). Man muß an den Tod denken, dieweil man noch in frischer Kraft ist. Darum will ich morgen nichl versäumen, den Meinigen ein Erbe zu

sichern, ohne daß sie es wissen. Auf meinem Sterbebette sollen sie es erfahren, wie ein liebender Vater für sie gesorgt. Das Meiste doch muß der Vater im Himmel thun.

Eine Braut. Wenn sie sich nicht assecuriren, mein werther Bräutigam, so kann aus unserer Verbindung nichts werden. Sie haben ein kleines Amt und beginnen, der Mode zu liebe, eine große Haushaltung. Ich will gesichert seyn.

Ein Gastwirth zu seinem Schuldner. Mein Herr! Sie wissen schon längst, daß Sie mir 6000 Thaler schulden, und haben mich noch nicht bezahlt; darf ich nun wissen, wie Sie sich befinden?

Der Schuldner. Ganz wohl; ich fühle mich disponirt, auf ewige Zeiten ihr Schuldner zu bleiben.

Der Gastwirth. Sie sollen mich auch nicht bezahlen. Wie wäre es jedoch, wenn ich Ihr Leben versichern ließe, um dereinst zu meinem Capital zu kommen?

Der Schuldner. Ich bin's zufrieden. Aber Sie wagen Ihr Geld. Ich werde steinalt.

Der Gastwirth. Speisen Sie nur wieder bei mir und meine Tafel soll schon das Uebrige thun.

(Ein Ehepaar geht gravitätisch über die Straße, von einigen Kindern gefolgt.)

Das Söhnchen von 6 Jahren. Mama, versichern Sie mich! wenn ich Soldat werden soll, muß ich schöne Kleider und große Stiefel haben, und der Papa ist so karg mit dem Gelde!

Das Töchterchen von 7 Jahren. Papa, versichern Sie mich! Wenn ich Verwalters Rudolph heirathe, so brauche ich Spitzen und seidene Schuhe, und die Mama will nichts von dem Ihrigen hergeben.

Die Mama. Ach, die Naivetät der Kinder verdient, daß Sie ihrem Wunsch entsprechen

Der Mann (lächelnd zu der Frau). Meinen Sie nicht, daß es besser wäre, wenn wir uns gegenseitig versichern ließen?

Die Mama. Ich glaube nicht, daß Sie zu kurz kommen würden, mein Schatz. Ihre verzweifelte Sparsamkeit würde mich bald verschmachten lassen.

Der Mann. Beruhigen Sie sich, Madame. Jedenfalls ärgert mich ihr Keifen früher zu Tode.

Ein ganzer Schwarm von Frauen zu ihren Männern. Leset, leset, leset, ihr Herren! jener Zettel ist ein Fingerzeig des Himmels, und um so auffallender, da wir gerade vom Grabe des Präsidenten zurückkehren, der seine Familie so übel bedacht hat, weil er den Armen zu viel gab.

Ein Pietist. Die Werke des Gerechten sind der größte Schatz für dessen Hinterbliebene.

Ein Weltkind. Davon speist man nicht, mein Werthester, und der Segen der Armen hört auf, sobald die Hand nichts mehr gibt.

Eine Dame. Sehen Sie meine Lieben! dort nähert sich gerade die Gattin des Präsidenten mit ihren erwachsenen und unmündigen Kindern. Sie gehen jetzt hinaus, nachdem der fremde Troß sich verlaufen, um auf dem Grabe ihres Vaters zu weinen. Welch herzzerreißender Anblick, diese traurigen Gewänder, diese thränenvolle Blicke.

Ein Stabsoffizier. Der Präsident war ein Mann, dem nicht nur die Armuth ihr Heil verdankt, sondern auch das ganze Vaterland. Wenn auch der Herrscher nicht alles thun kann, um solche Dienste zu vergelten, — wenn wir auch dem Patrioten kein Monument errichten, — und welch ein Lohn wäre auch für ein warmes Herz der kalte Marmor! — warum könnten wir nicht thun, was Nachbarvölker für die Nachkommen wohlverdienter Todten freigebig

gethan? Warum sicherten wir nicht durch eine allgemeine Unterzeichnung den Hinterbliebenen des Ehrenmannes ein anständiges Vermögen, einen Beweis unserer Dankbarkeit?

Ein Weltbürger. Aus dem Grunde, mein Herr, daß es bei uns nie Herkommens war. Es passirt uns wohl zuweilen, daß wir unsern Nachbarn eine Million von Thorheiten nachmachen, ehe wir es über uns gewinnen können, es ihnen in einer Tugend gleich zu thun.

Die Dame. Was bliebe uns denn also übrig, um jener unglücklichen Familie unsere Theilnahme zu bezeugen?

Ein Egoist. Ein Condolenz-Billet, und das Bedauern, daß nicht schon ein Jahr vor dem Tode des Seligen die Lebens-Versicherungs-Anstalt ins Daseyn trat.

Dichters Taglauf.

Des Dichters Zimmer. Er erwacht so eben aus dem Schlaf und reibt sich die Augen.

Die Nacht. Mein Werk ist vollbracht. Ich verlasse Dich, Du unruhiger Schläfer, den ich mit meinen besten Träumen zufrieden zu stellen mich bemühe, ohne daß es mir je gelänge. Ich scheide, um meinem Nebenbuhler Platz zu machen.

Der Dichter. Gut, daß Du gehst, räthselhafte Dame im schwarzen Trauermantel. Deine Visionen genügen mir nicht, und meine Einbildungskraft hat Uebernatürliches zu thun, Deine farblosen Gebilde zu verschönern.

Der Morgen, der durchs Fenster blickt. Sey gegrüßt, mein Freund und täglicher Gesellschafter. Ich habe mich im Thau gebadet, habe das schöne grün und blaue Kleid angezogen, das Du so sehr an mir liebst. Komme zu mir heraus.

Der Dichter. Wohl habe ich Dich gerne, mit Deinen goldnen Lockenhaaren und dem schimmernden Gewand; aber die Zeit dringt, ich muß Dich aufopfern, um mein Gedicht zu vollenden. Ich sitze hier, abgewendet vom hellen Tage, der mich zerstreut, und will schreiben.

Die Muse. Das wirst Du nicht, mein Freund. Ich habe heute nicht Lust, meine Schätze an Dich zu verschwenden.

Der Dichter. Ei, Du launenhaftes Geschöpf! oder vielmehr: Du eigensinnige Unsterbliche! ist das der Dank für den Ruhm, den ich Dir zu verschaffen mir so angelegen seyn lasse?

Die Muse. Launenhaft bist Du. Du hast gestern mit Lieben ein Stündchen verkost, und Du weißt, daß diese Unterhaltungen mich verstimmen und schläfrig machen. Thue jetzt, was Du willst, schreibe und trachte in Jupiters Namen! Du wirst aber eher in jeder Zeile die Langeweile gebären, als mich heute an der Spitze Deiner Feder finden!

Der Dichter. Was ist zu thun? Gehorsam den Damen war der Ritter heiligste Pflicht; der Troubadour, des Ritterthums Nachfolger, muß sich ebenfalls bequemen. So sey Friede denn und Feiertag und Ruhe, weil es einmal doch nicht anders seyn kann.

Der Pudel. Darf ich, lieber Herr, also unter dem Bette hervorkriechen, und meinem Muthwillen eine laute Aeußerung gönnen?

Der Dichter. Komm hervor, mein gescheidter und hochvernünftiger Hund. Warte auf, apportire, und überlaß Dich ganz den Regungen deiner feurigen Seele. Wenn sich Psyche nicht rührt, sey es dem Pudel unverwehrt.

Der Canarienvogel. So darf ich wohl auch zwitschern, und meinen Waldgesang anheben, ohne zu fürchten, daß Du meinen Bauer verhängst, und mir zu schweigen befiehlst?

Der Dichter. Du darfst. Wo die heilige Leyer nicht klingt, darf wohl der einfältige Vogel singen.

Die Katze. So hast Du heute auch nichts wider mein Schnurren und meine geräuschvolle Fliegenjagd?

Der Dichter. Keineswegs, mein lieber Kater

Murr. Wenn ich nicht Gedanken fange, darfst du nach Mücken jagen.

Die Pfeife aus ihrem Winkel. Salem melek! so kömmt an mich die Reihe, und siehe, ich dampfe schon vom duftendsten Kanaster!

Der Dichter. Weil mich die Himmlischen nicht berauschen, so magst Du es thun, arabische Zauberin, mit arabischem Balsam.

Die Tasse Kaffe. Und ich braunes Mädchen aus der Levante, darf ich —

Der Dichter. Tritt zu mir, Du wunderliche Gefährtin, und ersetze mir wenigstens zum Theil die grausamste der neun Schwestern. — So hätte ich mich denn in das friedfertigste Verhältniß mit den Unterthanen meines irdischen Reichs versetzt, und bewillige im Voraus den störrischen Geistern meines übersinnlichen Eigenthums einen Generalpardon, weil ich voraussehe, daß sie morgen bereits zu ihrer Pflicht zurückkehren werden. Waffenstillstand euch, ihr papiernen Könige, mit denen ich in Fehde liege! Ruhe euch, ihr schwärmerischen Jungfrauen, die auf mein Geheiß lieben und entsagen müssen! Schlummert für heute, ihr wunderlichen Hofleute, die meine Feder um meinen Thron heraufbeschwört! Ich will mich nach dem Auswärtigen umsehen; einem Fürsten ist es doch angenehm, zu wissen, was man jenseits seiner Grenzen von ihm hält und spricht.

Mehrere Tagblätter und Zeitschriften versammeln sich um ihn. Frage! wir werden reden.

Die Muse. Fürchtest Du nicht, daß die Unterhaltung mit diesen Gesellen den Frieden Deines heutigen Sabbaths stören möchte?

Der Dichter. Ah! meine kleine Schöne! lassen Sie sich vernehmen? Ihre Eitelkeit tritt also plötzlich in's Spiel?

Gerade um Ihren Eigensinn zu züchtigen, lese ich. Ihr Tagblätter beginnt Euern Rapport.

Das Frühstücksblatt. Ich bin Dir gut, Du weißt es. Ich säume nicht, das Gelungene, das Du geschaffen, gebührend herauszuheben. Doch verschweige ich auch den Tadel nicht, und meine, daß nur eine edle Läuterung zum edeln Ziele führt.

Der Dichter. Du sprichst männlich, wie immer, und Deine Rede ist mir eine gute Vorbedeutung.

Das kalte Blatt. Du bemühst Dich, Gutes zur Welt zu bringen; aber ich darf nicht verhehlen, daß, so lange Du auf die Menge erschütternd und begeisternd wirkst, kein Kunstwerk unter Deiner Feder sich bauen wird. Die Kunst, die wahre, wird kalt beurtheilt, kalt geschaffen seyn.

Der Dichter. Deine gewöhnliche Philosophie, mein alter Prediger. Du willst, daß ich vorerst zu Stein werde, ehe ich Dir behage. Weiter!

Das süße Blatt. Dich, den Trefflichen, trefflich zu rühmen, und das Vortreffliche, das Du so trefflich geschildert, auf's Vortrefflichste zu preisen, müßten wir noch vortrefflicher seyn, als wir schon längst uns trefflich und treffend bewährt.

Der Dichter. Mehr als Honig sprudeln Deine Lippen, Du zuckergesättigtes und wohlduftendes Naschwerk. Du gefällst meiner Muse wohl, doch ich glaube von jedem Wort, das Du hauchst, nur das halbe.

Das schwüle Blatt. Du verstehst nichts, und kannst nichts, und wirst nie was lernen, denn ich kann Dich nicht leiden, und sag's ohne Hehl. Du gibst nur Schlechtes, und wirst nur Schlechtes hervorbringen, bis wir es einst selbst besser machen, als Du.

Der Dichter. Also in Ewigkeit. Vortrefflicher Trost, Du Freimüthiges. Weiter.

Das Blatt, das nicht weiß, was es will. Ich kann nicht läugnen, daß Du häufig gefällst, aber ich frage warum? Es ist wahr, daß Anlagen Dir nicht fremd sind, aber wundern muß ich mich, daß sie ansprechen.

Der Dichter. Ich theile die Verwunderung mit Dir.

Das Blatt, das nicht weiß, was es will. In Deinen Gedichten ist allzuviel Poesie, und ich weiß nicht, ob diese sich mit der Dichtung verträgt. Statt fein bürgerlich zu gehen, springst Du von Berg zu Berg, und was ich an Deinen Romanen besonders aussetze, ist, daß sie zu romanhaft, zu abenteuerlich sind.

Der Dichter. Du willst einen englischen Garten mit schnurgeraden Landstraßen, und am Ende derselben das wohlbekannte Wirthshaus, worinnen Du täglich einzukehren pflegst. Ich begreife das, gutmüthiger Spießbürger.

Das Blatt, das nicht weiß, was es will. Ferner ist mir an Deinen Werken aufgefallen, daß sie so zahlreich sind. Du unterstehst Dich, in ein Paar Jahren ein Methusalems-Alter durchzuleben. Viel zu viel! schreibe wenig, und horche nicht auf die Stimme des Volks, die Dich ruft.

Der Dichter. Wohlgemeint, und mit bestem Dank erkannt. Weißt Du aber wohl, Du Gutes, daß bei mir die Jahre nichts zur Sache machen? Die Kunst ist lang, aber das Leben ist kurz. Meine Tage sind gezählt, und ich möchte darin noch so lange reden, als man mir zuhört. Wenn die Zuhörer ausbleiben, und die Langeweile eintritt, ist's immer noch Zeit, den Markt zu schließen.

Das Blatt, das nicht weiß, was es will. Jahre? Zuhörer? Markt? gemeine Redensarten, die ich trotz meiner Bürgerlichkeit nicht in Deinem Munde vermuthet hätte! Wo bleibt der Ruhm, der in die späte Zu-

kunft reicht? die Dankbarkeit der Nachkommen, die sich erlabt an den ewigen Werken unsterblicher Dichter?

Der Dichter. Unsterblichkeit ist Wenigen beschieden, und fast ein Unding für den erschaffenen Geist. Ich bin weit entfernt, mich zu den Auserlesenen zu zählen, die in Jahrhunderten noch von sich reden machen. Zu unterhalten, wohlthätig zu erregen, ist mein einziges Streben. Was ich erlebt im Wachen des Auges, oder in den Träumen meiner Phantasie, will ich den Zeitgenossen wieder geben, als ein, aus vielen Steinen bestehendes, strahlendes Band. Nur das Leben kann wiederum das Leben erfreuen, und haben meine schimmernden Bilder nur hie und da ein trübes Daseyn, wie durch Zauberlicht erhellt, — verdanken ihnen Manche einen Herzschlag der Erhebung, eine Thräne der Rührung, haben ihnen die mit mir Lebenden ein freundliches Lächeln, einen Empfang, wie man ihn einem willkommenen Gast angedeihen läßt, geschenkt, — dann mögen sie immerhin im Lauf der rollenden Jahre erbleichen, und dahin sinken, wie die Hülle ihres Schöpfers. Sie haben belustigt, gefallen, bewegt, und ihre Bestimmung ist erfüllt. Vielleicht, daß in der Zukunft noch einige forschende Köpfe aus ihnen den Stoff zu größern herrlicheren Gestalten schöpfen, und dann trugen ja meine Versuche wenigstens einen Stein zum dauernden Tempel eines kräftigern, der wahren Unsterblichkeit würdigern Geistes. — Du hast mich zu langem Geschwätze bewogen, liebes zweifelndes Blatt, und es ist Zeit, daß ein anderes rede, an Deiner Statt.

Das Blatt mit den Sternen. In der Republik, zu der Du gehörst, ist Alles erlaubt, nur das Gähnen nicht, und nicht der Corporalstock. Verhüte das Erstere; den zweiten zu führen, bist Du ohnehin nicht berufen. Du bist ein Mensch, den ich wohl ertragen mag: bist gut und schlecht, wie Menschen zu seyn pflegen. Des Schlechten

haben wir, beiläufig gesagt, weniger an Dir bemerkt, als des Bessern. Gut für Dich. Ich werde Dir immer freimüthig sagen, was ich von Dir halte, ob Du mir auch manchmal zürnest. Denn menschlich ist es gerade auch, wenn ein Vater oft seine hinkenden Kinder vor den gesündern verhätschelt. Im Uebrigen gehe gerade aus, wehre Dich Deiner Haut, und laß die Thoren reden!

Der Dichter. Ich kann mit diesem derben aber wohlgemeinten Schluß zufrieden seyn, wie ich's mit dem Anfang war. Habt Dank, ihr Herren und Stände auf den Bänken des schreibseligen Reichs. Für heute ist die Sitzung aufgehoben. Ich werde mir Eure schwarzen und weißen Kugeln merken, denn ihr seyd ja Leute vom Fach. Ueber die Stimmung des Volks jedoch im Allgemeinen mag mein Finanzminister berichten: der Verleger, meine ich. — Aber welch' ein Frauenzimmerchen naht sich mir denn noch hier, demüthig und bescheiden knixend, wie ein wohlgezogenes Kind?

Die Muse. Mein Sprößling ist es ja; Dein eigenes Blatt in seiner neuesten Nummer. Empfange es säuberlich, und freue Dich seines geleckten Aussehens.

Der Dichter zu seinem Batt. Wahrlich, mein Kind, heute habe ich Freude an Dir. Du bist heute rascher, lebendiger und aufgeweckter, als wohl sonst. Möchte ich nur immer dasselbe von Dir zu rühmen haben. Ein Glück für Dich, daß Du einem Geschlechte angehörst, dessen Nachsicht für verzogene Kinder allberühmt ist. Gehe hin, mein Töchterchen, und küsse Deinen Gönnerinnen die Hand. Je zahlreicher sie aber werden, um so mehr erinnere Dich, daß ein schönes Kleid allein nicht den Mann macht und nicht die Dame. Hinter dem Schleier von blendender Gaze muß ein angenehmes Gesicht sich bergen, ein freundliches besonders, aber hinter dem freundlichen Lärvchen noch etwas

andres. Du weißt, was ich meine. Sey hübsch artig, verständig, wo möglich heiter, aber nicht boshaft.

Ein Brief tritt ein. Guten Morgen; wollen Sie sehen, was hinter mir steckt?

Der Dichter. Ei, Freund, Du trägst ein vortreffliches Wappen mit Freiherrn-Krone und sieben Helme auf dem Kleide. Ein seltner Gast. Kaum getraue ich mir, Dir Dein Geheimniß abzufragen. Rede indessen.

Der Brief in feierlichem Tone. Mein Herr und Schreiber, der Baron läßt Ihnen seinen freundlichen Gruß vermelden. Weil er heute ein großes Gastmal gibt, bei welchem er die Elite der vornehmen Gesellschaft und den Troß der bürgerlichen Künstler, die, so zu sagen, den Pfeffer zu den Speisen geben sollen, zu versammeln gedenkt, so soll auch an Ihnen nicht der Engel der Verkündigung vorübergehen. Sie sind eingeladen, und werden unstreitig die Ehre zu schätzen wissen, die Ihnen hiermit widerfährt, und nebenbei gesagt, auch in so weit die Gesetze der Schicklichkeit kennen, um in schwarzem Frack zu erscheinen.

Der Dichter. Werde mich bemühen.

(Der Brief geht ab. Ein Billet tritt wohlduftend und zierlich herein.)

Billet (fein und geschmeidig):

Corinna sendet mich, die Trefflichste der Frauen
Die jemals es erlangt, in's Zauberland zu schauen,
Wohin der Hypogryphe uns entführt.
Als Improvisatrice dem Parnaß gehörend,
Und Dein Talent, o Bester, ohne Neid verehrend,
Ist sie's, die Dich zum Thee heut invitirt.

Der Dichter (galant):

Dem Schlafe, dem ich schmeichle, weil er oft mich flieht,
Verdankt Corinna heut, daß, was sie wünscht, geschieht.

(Das Billet geht vergnügt ab. Der Dichter wirft sich in den gehörigen Sonntagsstaat, und steigt die vielen Treppen hinab in die Straße.)

Der Verleger (der ihm begegnet). Ei! so geputzt? wie aus dem Olymp der Donnerer steigt, um einer Sterblichen den Hof zu machen.

Der Dichter. O, lege den gestohlenen poetischen Lappen ab, Du trockene Prosa. Dein freundliches Gesicht verräth mir, daß ein paar Dutzend Exemplare weiter von meinen Gedichten abgesetzt sind. — Lassen Sie jedoch die Deklamationen. Heute gehöre ich nicht mir selbst, viel weniger der Spekulation. Ich werde bei Corinna Thee trinken, nachdem ich bei dem Baron gespeist.

Der Verleger. So? der türkische Gesandte verherrlicht ebenfalls die Tafel des Barons.

Der Dichter. Ah! noch ein Wunderthier? Man wird an der Thüre des Mäcens Queue machen.

Der Verleger. Was meinen Sie, Vortrefflichster, wenn Sie Anlaß nähmen, Se. Excellenz aus der Türkei in einem Gedichte zu besingen, das durch Anspielungen auf die Geschichte des Tags . . .

Der Dichter. Hebe Dich weg, Versucher.

Ein kleines Gaunermädchen. Lieber Herr! ich habe eine Flasche zerbrochen; Vater schlägt mich, wenn ich ohne dieselbe heimkomme. Schenken Sie mir ein paar Kreuzer.

Der Dichtter. Du armes Kind! (er gibt ihr Geld). Es ist doch ein eigenes Schicksal, das dem Mädchen widerfährt. So oft ich ihm begegne, — immer hat es etwas zerbrochen, und immer muß ich's wieder ganz machen.

Recensent. Herr! sehen Sie denn nicht, daß das Kind sie nur betrügt? Dort läuft es hin, und lacht in's Fäustchen über Ihre Sorglosigkeit nnd Güte.

Der Dichter. Bester, recensiren Sie mich in Ihren Blättern, aber lassen Sie es mindestens auf der Gasse bleiben.

Ein Scheinheiliger. Das Poetenvolk ist nichts nütze; wirft Alles weg. Wie gewonnen, so zerronnen! Das Geld wird mit Sünden verdient, und wenig in die Kirche gegangen.

Der Dichter. Ach, Herr! mein Reich ist nicht von dieser Welt.

(Er tritt in des Barons Haus, nachdem er in seiner Zerstreuung beinahe von einem anfahrenden Wagen gerädert worden wäre, und erscheint im Gesellschaftszimmer. Ihm wird ein leutseliger und geräuschvoller Empfang. Man redet viel über seine Poesie: aber, als der türkische Ambassadeur erscheint, läßt man den Dichter ohne Weiteres stehen, der hinter die Thüre schleicht, wo der Troß der übrigen Künstler steht.)

Der Dichter. Sieh da, Arion mit der Leyer! Du hier im festlichen Kranz?

Arion. Um der Frau Marschallin zu dem Liede zu accompagniren, das sie nach der Tafel singen wird.

Der Dichter. Und Du, Apell, des kunstvollen Pinsels Führer?

Apell. Um die Excellenz aus dem Orient in aller Geschwindigkeit zu portraitiren.

Der Dichter. Du aber, strenger Jünger Thorwaldsens? Wie kommt Deine ernste Miene nach Ninive?

Bildhauer. Ich habe von dem Kopfe des Hausherrn ein Modell gemacht, das beim Dessert die Musterung passiren soll.

Der Dichter. Auch den Mimen, auch den Sänger sehe ich hier?

Mime und Sänger. Wir preisen in Rede und Tönen den Gönner.

Der Dichter. Ihr seyd demnach alle beschäftigt, ihr gefälligen Brüder! Was soll ich jedoch in diesem Saale?

Der Herr des Hauses. Ein Impromptu machen, mein Bester. Deßhalb wurden Sie berufen.

Der Dichter. O weh! warum wußte ich das nicht? Ich hätte an meiner Statt ein Gelegenheitsgedicht aufmarschiren lassen.

Der Herr vom Hause. Nicht doch, Vortrefflicher. Der Champagner bringt dem Poeten die besten und glücklichsten Gedanken.

Der Dichter. Sie verzeihen, mein Herr. Um nicht ein Diogenes genannt zu werden, der aus seiner Tonne den Weg nicht findet, bin ich hierher gekommen; aber ich habe wahrlich nicht Lust, an Ihrer Tafel und um Ihres Champagners willen den Gaukler zn machen. Ich wüßte nicht, was mich hier dazu begeistern sollte. Gestatten Sie mir daher, daß ich mich zurückziehe; für die lächerliche Meinung, die ich einen Augenblick lang hatte, als ob Sie mich um meiner schwachen Verdienste willen an Ihre Tafel gezogen, habe ich bereits durch diese Viertelstunde und die Nothwendigkeit, Ihnen etwas Unangenehmes sagen zu müssen, hinlänglich gebüßt.

Der Herr vom Hause. Wie Sie wollen.

(Er wendet dem Dichter kalt den Rücken. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft und die andern Künstler thun dasselbe.)

Der türkische Gesandte. Ist es möglich, mein lieber Wirth, daß hier zu Lande ein Dichter so unverschämt seyn darf? In meinem Paschalik hätte ich dem Thoren wenigstens fünfhundert Streiche auf die Fußsohlen geben lassen.

Der Dichter (der bereits schon seinen Rückzug angetreten hat). Gottlob, daß die Kultur im Vaterlande wenigstens meine Fußsohlen und meinen Hals in Sicherheit setzt! Den Groll der Gastgeber, welche die Kunst nur als eine gemiethete Handwerkerin zu Tische laden, will ich wohlgemuth ertragen.

Ein vornehmer alter Herr. Sie sind ungerecht, Freund, und überspannt, wie gewöhnlich die Leute von

Ihrem Fach. Wir alle, sammt und sonders, müssen unsern Platz an dieser Tafel mehr oder weniger verdienen. Da ist der türkische Gesandte, der seinen Bart produziren muß, und seine Ungeschicklichkeit, mit der Gabel zu essen. Da ist ein Heer von reichen Onkeln, nach deren Erbschaft geangelt wird. Da ist der Marschall, der eine glänzende Stelle bei Hofe verschaffen soll; die Ministerin, die das Töchterchen vom Hause in einem Stift zu versorgen hat. Da ist der reiche Bankier, der die fälligen Wechsel prolongiren soll; der angesehene und geschäftige Hofagent, der zu Vorschüssen gewonnen werden soll; der General, in dessen Nachsicht das leichtfertige Söhnchen empfohlen zu werden bedarf; der Parlaments-Präsident, von dem eines wichtigen Prozesses Entscheidung abhängt. Mit einem Worte: Leute, welche für uns handeln, für uns reden oder von uns schweigen sollen. Sie sehen ein, daß ein billiger Zoll auch von Ihresgleichen erhoben werden darf, und werden es bereuen einen Schmaus, wie er Ihnen selten vorkommen dürfte, ausgeschlagen zu haben.

Der Dichter. Der alte Mann hat recht; aber Schmaus hin, Schmaus her! Freiheit ist mein erstes Bedürfniß; fessellos müssen meine Gedanken, ungebunden meine Worte seyn, wenn ich meines Daseyns mich freuen, und der Muse Gunst bewahren soll.

Die grünen Bäume. Bist Du wieder entronnen dem dampfigen Saale? komm, Geliebter, in unsern kühlenden Schatten!

Der helle Bach. Hast Du den Wein verschmäht, den fremd gebornen? komm, bade die Lippen in meinem krystallnen Quell.

Die Rosen der Flur. Hast Du den Weihrauch verschmäht, den falschen heuchlerischen Duft, der nur die

Sinne umnebelt? komm, berausche Dich hier in unserem belebenden Balsam.

(Haus der Corinna. Eine zahlreiche Gesellschaft ist versammelt. Ein Bedienter reißt so eben die beiden Flügelthüren des Saales auf, rufend: „der Thee ist servirt!" Die Gesellschaft begibt sich in das schön dekorirte und hell erleuchtete Gemach, wo, umgeben von mild strahlenden Krystall-Kugeln, die Theemaschine dampft. Es wird nach und nach von Allen Platz genommen. Der Dichter hat sich unter dem Getümmel eingeschlichen, und in seiner Zerstreuung hinter einer Bildsäule des Harpokrates seinen Sitz gewählt. Die Frau des Hauses, ihre Gäste musternd, gewahrt ihn in seinem Hinterhalte, und erzeigt ihm die Aufmerksamkeit, selbst an ihn heranzutreten.)

Corinna. Wie glücklich bin ich, Sie, das Meteor unserer Zeit, unter meinen Säulen zu begrüßen! Just heute, wo ich der zahlreichen Versammlung einen Beweis meiner schwachen Talente zu geben mich erkräftigt fühle, ist Ihre Gegenwart eine Wohlthat für mich. Ich hoffe und wünsche, daß Ihre Nachsicht den Beifall meiner übrigen kalten Zuhörer erregen möge; ohne Beifall sinkt die Begeisterung in das Nichts zurück.

Der Dichter. Niemals hat eine schöne Frau vergebens eine Bitte zu mir gesprochen: rechnen Sie auf meinen Eifer, wenn meine Kräfte aushalten.

Die Tasse Thee, in seiner Hand. Nicht wahr, mein Bester, Sie sind etwas verdrießlich, und wagen es kaum, mit dem sauer-süßen Munde mich zu berühren, weil Sie mich nicht leiden können? Demungeachtet trinken Sie, Bester. Von schöner Hand gegeben, wird ja Galle zu Zucker, und vielleicht bin ich's, die Verschmähte, allein, die Ihre Sinne bei guter Wachsamkeit erhält!

Der Dichter. So komm her, Du Trank der Myrrhen, und Du, Geist, aus Reis gebrannt, obgleich Du bei strenger Kälte die Gefahr des Einschlafens vermehrst.

Corinna. Meine verehrten Gäste! es ist 8 Uhr,

und mit dieser Stunde der Genius über mich gekommen. Belieben Sie aus diesen Stoffen, die ein Unpartheiischer in die Urne legte, denjenigen zu ziehen, worüber ich in zahllosen Versen mich aussprechen soll.

Ein galanter Herr. Sie versetzen uns in die Lage des Paris! unsere Ohren hätten Lust, alle diese Themata aus ihrem Munde in Sternenschrift zu vernehmen.

Die Schwester der Corinna (mit einem Tone, der eine einstudirte Phrase verräth). Ein Einziger sey gewählt, die Wünsche Aller in dem seinigen zu vereinen: und dieser sey der Dichter! (Die Menge klatscht Beifall.)

Der Dichter (entrollt phlegmatisch die Loose, und spricht hierauf mit pathetischer Stimme): Der trojanische Krieg!

Eine geistreiche Dame. Wie konnten Sie nur, Verehrter, diesen Stoff auf's Tapet bringen, der uns wenigstens, wenn auf jedes Kriegsjahr nur eine Viertelstunde gerechnet wird, dritthalb böse Stunden auszuhalten verdammt?

Der Dichter. Erstens, meine Gnädige, weil ich dann Zeit genug vor mir habe, um zu schweigen, und mein Compliment gebührend vorzubereiten; zweitens hat mich die Gewohnheit dazu vermocht: ich gebe dieses Thema der Sängerin heute zum fünfzigsten Male auf.

Die geistreiche Dame. So möge heute Apoll sich zehnfach an Ihnen rächen, und Ihren Ohren das Schicksal des Marsyas bereiten!

Der Dichter. Ich zweifle. Diese Blumen, die in glänzenden Gefäßen allenthalben auf Tischen und Consolen zu sehen sind, werden mir eine Fantasmagorie vorspielen, die mich zerstreuen, und über Hektors Tod und den Zorn des Achilles, wie über die Rohheit des Ajax hinwegsetzen mag. (Die Blumen fügen sich, mit der Muse des Dichters in

Rapport tretend, seinem Verlangen, und stellen ihm, unter der Gestalt von tausendfältigen Zauber-Guirlanden ein fabelhaft-phantastisches Schauspiel vor, das ihn so sehr interessirt, daß er darüber Corinna's Deklamationen gänzlich vergißt, bis er durch ein erstaunliches Gähnen der ganzen Versammlung aus seinen Träumen geweckt wird.)

Der Dichter. Was war das? Der Weheruf Andromache's? oder der Zornschrei des griechischen Helden? Sieh! wer trat dort durch die Thüre ein? Diese übermenschliche Gestalt, ist sie eine irdische? Diese Gewänder, stammen sie aus Gräbern, oder aus Fantini's Putzladen? Der Eintritt dieser ungeheuerlichen Dame mag wohl den Anwesenden den dumpfen Schmerzenslaut entpreßt haben.

Eine riesengroße, abgezehrte Frauenfigur, deren Füße in Sandalen stecken, deren Leib einen altfränkischen Schlender trägt, und deren Kopf nach der neuesten Mode frisirt ist. Du irrst, denn sie haben mich nicht gesehen, und Corinna improvisirt noch immer rüstig fort, und dennoch hast Du wieder recht, weil sie meine Gewalt empfinden, obgleich ich nur Dir, dem Sonntagskinde, sichtbar bin.

Der Dichter. So sage mir, Du graue Dame, wer Du bist, wie Du Dich nennst.

Die graue Dame (mit schauerlichem Tone). Ich bin die Langeweile! — obgleich ich allenthalben meine Heimath finde, in Schlössern, Kirchen, Hütten und Theatern, so ist doch dieses Haus ein Lieblingsaufenthalt von mir geworden, und wenn ich mich nur zeige, was täglich geschieht, sobald die Lichter angezündet werden, so schließet sich klein jedes Auge, und ich freue mich, daß ich einmal Dich, der mir in so manchen Häusern so manche Abendstunde verbittert hat, in meinem Zauberkreise sehe, um Dir zu beweisen, wie mächtig ich bin.

(Sie berührt mit ihren dünnen Zeigefingern des Dichters

Augenlider, und er verschläft vollkommen Corinna's Schlußgesang. Das Gelächter der sich um ihn versammelnden Gesellschaft bringt ihn erst wieder zu sich.)

Corinna. Sie sind ein Abscheulicher! hätte ich nimmer Sie geladen, nimmer in diesem Saale eingeführt!

Der Dichter. Vergebung, meine Hochgefeierte! die verwünschte Unterredung mit der langen, altfränkischen Dame hat mich zerstreut, daß ich meine Pflicht vergaß.

Die geistreiche Dame. Hoffen Sie nicht auf Vergebung. Die auf dem Capitol Bekränzten kennen die Tugend nicht, die sie in Anspruch nehmen. Was sprechen Sie auch für verwünschtes Zeug von einer Dame, die kein Mensch gesehen? Sie haben geschlafen: gut; das haben wir Alle auch gethan, aber wir waren geschickt genug, zur rechten Zeit wieder aufzuwachen. Sie sind zum Claqueur verdorben; die ganze Stadt wird Sie einen Träumer nennen, Corinna Ihnen das Haus verbieten, und Ihr literarischer Freund Ihre Werke schmählich recensiren.

Der Dichter. Ein Trost, in der Wage gehalten von einer Furcht. Lebt denn wohl, ihr goldgeschmückten Räume! ihr japanischen Tassen, lebet wohl! ich muß ewig von euch scheiden, und scheiden und meiden thut weh! doch muß ich sehen, wie ich es ertrage.

(Er tritt auf die Straße. Zitterklänge schallen durch alle Gassen; fröhlich plaudernde Leute wandeln im traulichen Mondschein auf und nieder. Die graue Dame traut sich nicht in ihre Mitte. Der Dichter wandelt fröhlich heimwärts.)

Die Sterne am Himmel. Sey uns gegrüßt, Du unser Freund! fliehe das falsche Kerzenlicht, und labe Dich an unserem reinen Fackelglanz. Du verstehst uns, darum reden wir zu Dir, und sind Deine dienstfertigen Leuchtenträger bis zur Hütte, wo Du wohnst.

Der Dichter. Ach, ihr lieben, ewigen Lichter! wollt ihr mir freundlich seyn, so werft einen Strahl aus euern

milden Augen auf jenes von Rebengewinde verhüllte Fensterchen: dort wohnt mein Liebchen, und ich möchte von seinen Lippen noch einen herzlichen Nachtgruß nehmen.

Die Sterne. Wir leuchten Dir gerne, doch schläft Dein Liebchen, und weiß nicht, daß Du sein begehrst.

Der Dichter. So komm, leise Zitter, und wecke sanft das schlummernde Ohr.

Der Traum (der aus dem Fenster sieht). Still, mein Freund. Liebchen schläft, Du sollst sie nicht wecken. Ich rede gerade von Dir zu des Liebchens Seele, und wenn Du hübsch heim gehst, so folge ich vielleicht später Dir nach, und bringe Dir freundliche Kunde von Ihr.

Fünf Stockwerke.

(Die römischen Ziffern bezeichnen die verschiedenen Stockwerke des Hauses, dessen Inneres hier geschildert, und das in einer großen Stadt angenommen wird.)

I.

(Erdgeschoß: das Innere einer Modehandlung. Die Putzhändlerin ist beschäftigt, die Bänder und Schleier in ihren Schränken zu ordnen. Ihr Mann geht im Laden umher, und jagt die Fliegen mit einem Wedel von den Scheiben.)

Die Modistin. Meine Correspondentin, Madame Leclerc zu Paris, hat mir schon wieder vortreffliche Gegenstände gesendet. Es ist nicht zu bezweifeln: Mein Laden muß der Mittelpunkt der schönen Welt der Residenz werden. Welch ein Glanz! welch eine Frische der Farben! man glaubt in ein Blumenbeet zu schauen, und auf eine Menge bunter Schmetterlingsflügel!

Der Mann (seufzend). Ja wohl! ja wohl! wir leben in der Zeit der Schmetterlinge. Keine Solidität, keine feste Grundlage! Alles schwirrt und flattert durcheinander, daß einem ehrlichen Mann der Kopf braust!

Die Frau. Und Du, mein lieber Mann, bleibst unter diesem Geflatter und Gebrause stets das alte Stück Blei, das nur dann und wann seine Trägheit aufgibt, um über die leichttanzende Zeit zu schimpfen. Was wäre wohl aus Dir geworden, Du Schwerfälligster aller Haarkräusler, wenn ich nicht mit männlicher Energie dieses einträgliche Geschäft unternommen hätte, das mich, die Fleißige, in den Stand setzt, den Trägen zu ernähren?

Der Mann. Was kann ich dafür, daß die Kundschaft ausblieb, und alles dem windigen Franzosen zulief, der an der Ecke seinen Laden eröffnete? was kann ich dafür, daß Du mir nie die Mittel gabst, nach dem Paradiese aller Friseure reisen zu können, um mit der Zeit und der Kunst gleichen Schritt zu halten? Ich habe mich vom Haarzopf an durch alle Titus- und Caracallaköpfe bis zu dem ehrenwerthen Benjamin Constant durchgearbeitet: daß Herr Constant und sein langes Haar jetzt nicht mehr Mode sind — kann ich dafür? — Von jeher wurden Deine luftigen Flöre und Hauben besser bezahlt, als die solidere Geschicklichkeit des Mannes, der es verstand, den Köpfen seiner Zeitgenossen wenigstens das Aeußere von großen Geistern zu verleihen.

Die Frau. Schweige mit Deinen albernen Scherzen. Man muß praktisch seyn, um sich heut zu Tage durch die Welt zu schlagen. Wie die Moden tausendfältig sind, so muß eine gewandte Putzhändlerin auch tausend Masken vornehmen, hasardiren, borgen, herausstreichen, rathgeben, und sogar nicht verschmähen, die süßen Billets zu bestellen, die täglich in ihre Cartons fallen.

Der Mann. Ach ja! Das letzte besonders war von jeher eine der ersten Pflichten einer wackern Modistin.

Die Frau. Gehe in die Ladenstube, und sende mir Mamsell Pauline. Ich sehe einige meiner besten Kundinnen

auf das Haus zukommen, und Dein Anblick ist den Damen nicht der angenehmste.

(Der Mann geht kopfschüttelnd hinein. Ein Schwarm von jungen Eleganten dringt in das Magazin.)

Erste Dame. Bon jour, meine Liebe. Was haben Sie Neues? Ich habe meinen Freundinnen von Ihren Vorräthen so Vieles gesagt, daß sie begierig sind, sich selbst durch den Augenschein zu überzeugen.

Die Modistin. Womit kann ich Ihnen aufwarten, meine Damen? soll ich Ihnen die Pariser Vorräthe öffnen, oder sie mit den Moden aus Wien bekannt machen? Sammet, meine Verehrten, ist jetzt der Stoff par excellence. Die Farben vorherrschend roth und grün. Oder wünschen Sie Amazonenkleider zu sehen, himmelblau oder grün? Oder Ueberwürfe zu Bällen in Krepp oder Atlas? wünschen Sie Aermel à la muette, oder Mäntel von schwarzem Sammet? Schleier zur Schlittenfahrt, oder die prächtigsten besten französischen Blonden, zur Garnitur von Prachtkleidern? Befehlen Sie: Ich kann mit Allem aufwarten.

Eine Dame. Ach, wie herrlich ist diese weiße sammetene Toque mit der Rosette von Gazeband und mit der langen gekrausten Feder! Ich hätte wohl Lust, mich damit auf den morgenden Ball zu schmücken.

Eine andere Dame. Ei, meine Liebe, so wählen Sie lieber die von rothem Sammet, die wie eine Kokarde oben gefaltet ist. Sie sieht heroischer, und wird mehr Aufsehen machen.

Eine Andere. Ach beileibe nicht, meine lieben Freundinnen. Sie hat schon aufgehört, Mode zu seyn. Was sagen Sie von dieser in blauem Sammet, mit schwarzen Streifen, mit ausgezacktem spitzigen Rand, und den Bändern, die von jeder Spitze auslaufen, um dieselbe wieder mit der Form zu vereinigen?

Eine Andere. Erlauben Sie mir, Ihnen insgesammt zu bemerken, daß die Turbane bereits über die Toques den Sieg davon getragen haben.

Die Modistin. Ganz recht; hier sind welche von lilienweißer und blaßgelber Gaze: Moabitisch oder Türkisch, nach Gefallen.

Eine Dame. Man trägt sie aber nicht leer, meine Gute. Der neueste Geschmack verlangt sie mit einem Paradiesvogel geziert, der, unten mit dem Kopfe befestigt, einen majestätischen Federbusch bildet.

Ein junges Fräulein. Mir gefallen zwei weiße Esprits in der Coeffure à Coques weit besser, oder eine simple weiße Reiherfeder.

Die Modistin. Was sagen Sie zu diesem Kopfzeug von Gaze mit Silberspangen und Rosen, oder zu dieser Toque mit Maraboutfedern? man trägt dazu Ballkleider von Krepp, mit einer Draperie am Corsett, und einer Falbe mit Zacken von Gaze-Iris, mit Gold- oder Silberstoffen aufgelegt.

Eine der Damen. Gott behüte! das schmeckt nach den Wiener Modeblättern, und wir wollen Neuigkeiten aus Paris. Der Krepp Aerophane, der fünffarbene Atlas, die Schmetterlinge als Garnitur, die Gold- und Federblumen, das ist alles ja schon drei Wochen alt, vorüber gegangen wie der Carneval, und wir bedürfen neuer Moden, um die Bälle zu zieren, die der Fastenzeit zum Trotz noch immer gegeben werden.

Die Modistin. Sie können sich nicht besser adressiren, als an Mamsell Pauline, die vorgestern von Paris kam, und so eben eintritt.

Alle Damen (auf die geschmackvoll gekleidete Putzmamsell zueilend, und sie umringend). Sagen Sie! reden Sie! das Neueste von Paris! werden Diamanten noch getragen?

Sind Perlen noch in der Mode? Welche Farbe herrscht vor? ist Ponceau noch an der Reihe?

Mamsell Pauline. Die Farbe der Rosen hat jetzt in allen Gesellschaften, Bällen und Theatern den Vorrang. Rosa und Weiß.

Alle Damen (in die Hände klatschend). Charmant! Superbe! Herrliche Farben, das muß gefallen! Rosa kleidet blond und brünett!

Pauline. Der niedlichste Kopfputz, der sich denken läßt, heißt à la fiancée, nach der Oper der liebenswürdigen Herren Scribe und Auber. Dieser Hauptschmuck bildet eine wahre Glorie von Blonden, Bandschleifen und Blumen. Ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, daß Niemand sie besser zu machen versteht, als meine Wenigkeit.

Mehrere Damen. Wir merken uns vor, Pauline. Wir wollen die ersten seyn, die im Theater à la fiancée erscheinen.

Das junge Fräulein (bittend zu ihrer Mutter). Dürfte ich nicht auch à la fiancée ...?

Die Mutter. Pfui, schäme dich! Eine junge Person wie Du ist mit einer Camelia in den Haaren genugsam geputzt.

Pauline. Man trägt auch Epheublätter oder Rebenlaub in den Haaren.

Eine Dame. Das ist garstig, erinnert an Bacchantinnen, Mänaden.

Die Modistin. So wählen Sie Mohnblätter.

Die Dame. Fi donc! wer möchte einschlafen? Auf einen Ball den Schlummer bringen? Dafür sorgt zu Hause die Literatur. Sagen Sie mir lieber, welchen Schmuck man trägt?

Pauline. Smaragden, Euer Gnaden. Die Farbe

der Hoffnung in leuchtendem Golde gefaßt. Die Armbänder sind von Gold, mit Kameen geschmückt.

Die Dame. Herrlich! vortrefflich! Ich eile zu meinem Juwelier, um mir diesen herrlichen Schmuck so eilig als möglich zu bestellen.

Das junge Fräulein. Mama! Pauline sagt mir so eben, daß von Mädchen meines Alters Bänder statt Blumen getragen werden.

Die Mutter. So magst Du dich darnach richten, meine Tochter. Nichts ist unverzeihlicher, als sich den Vorschriften der Mode entziehen zu wollen, wenn man dieselben kennt. Zudem schließt diese, von der hier die Rede ist, einen symbolischen Sinn in sich. Die Rosen der Jugend dauern nicht ewig, die Bande des Lebens nähern sich drohend dem unbefangenen Mädchen, und in wenig Monden vielleicht —

Eine Dame. Trägt das Fräulein eine Haube à la fiancée.

Pauline. Wenn diese zufälligerweise noch Mode seyn sollte.

(Die Damen entfernen sich lachend, und werden von der Modistin und ihrer Jungfer bis auf die Straße geleitet. Eine einzige Dame bleibt zurück; sie ist in halber Trauer gekleidet.)

Die Dame (zu der rückkehrenden Modistin). Ich bin zurückgeblieben, meine Gute, um mit Ihnen ein Wort im Vertrauen zu sprechen. Ich bin Wittwe, und mit meinem Gatten starb mir die größte Lebensfreude; aber — die Welt und meine Familie machen noch manche Ansprüche an mich, die ich, ohne Sonderling zu seyn, nicht ewig zurückweisen werde können. Nach und nach muß ich wieder in die Gesellschaft eintreten, — aber, — Sie verstehen mich — ich möchte dieses auf eine interessante Weise thun, und in einem Anzuge erscheinen, der sich mit der Decenz und zu-

gleich mit dem Verluste, den ich erlitten habe, verträgt, nebenbei mir auch nicht übel läßt, und die wenigen Vorzüge, die mir die Natur geschenkt, so gut als möglich hervorzuheben vermag.

Die Modistin. Sie sollen es nicht bereuen, meiner Discretion und Geschicklichkeit vertraut zu haben. Die Mode erlaubt Kleider von schwarzem Atlas, eben solche Kopfzeuge, und darauf einen Schmuck von schwarzen Reiherfedern, die zu Ihren blonden Haaren ganz allerliebst stehen, und doch der Gestalt die Strenge einer Wittwe von Ephesus verleihen werden.

Die Dame. Ich bin Ihnen verbunden, und gänzlich Ihrer Meinung; lassen Sie uns die Federn also gleich aussuchen.

Die Modistin. Nach Gefallen.

Die Dame (während sie in dem Carton sucht und kramt). Kömmt nicht Herr Theodor manchmal in Ihr Magazin?

Die Modistin. Dann und wann, gnädige Frau. Ein lieber artiger Mann, gut wie ein Kind, freigebig, wie ein glücklicher Spieler. Es ist Schade, daß er so ernst und verschlossen ist. Die hellen Farben gefallen ihm gar nicht, und er wurde neulich fast böse, da ich ihn vermögen wollte, blaue Handschuhe statt der schwarzen zu nehmen. Es würde ihn freuen, zu hören, daß kastanienbraune jetzt an der Tagesordnung sind.

Die Dame (nachdem sie einen Blick durch's Fenster geworfen.) Kastanienbraune? lassen Sie doch sehen (tritt zu dem Glaskasten, den die Modistin dienstfertig öffnet, wirft einige Paar Handschuhe unter einander und entfernt sich dann mit einer kurzen Verbeugung).

(Ein junger eleganter Herr tritt unmittelbar nachher in den Laden, und grüßt die Putzhändlerin mit zerstreutem Wesen.)

Die Modistin. Guten Morgen, Herr Theodor! ich sah Sie lange nicht. Sie wollen gewiß Handschuhe wählen. Heute kann ich Sie zum Glück besser bedienen als neulich.

Der junge Mann. Braun? das laß ich mir gefallen. Doch, sieh da! ein Billet? und — wahrhaftig — meine Adresse? von wem?

Die Modistin (schlau lächelnd die Achseln zuckend). Ich weiß es nicht.

Der junge Mann (nachdem er gelesen, entzückt). Göttliche Botschaft! Ich nehme drei Dutzend Paar von diesen Handschuhen. Ich bezahle dafür, was Sie wollen, Madame. Ihre Discretion, — der heutige Tag, — Sie machen mich zum glücklichsten Sterblichen! Die Spröde hat endlich eingewilligt; ich darf mich ihr nähern, den verhaßten Wittwenschleier zerreißen, die Angebetete zum Altar führen! Ich kenne mich nicht mehr!

(Er läuft davon, nachdem er eine Geldbörse auf dem Comptoir hat liegen lassen, welche die Modistin mit wohlgefälligem Lächeln zu sich steckt.)

Pauline (mißgünstig und spöttelnd). Der Fantast! So kann sich nur ein Deutscher betragen! Diese Glut für eine Wittwe! Die jungen Leute zu Paris machen sich ähnlicher Lächerlichkeiten nicht schuldig.

Die Modistin. Ach, wie anders wär' es, wenn Theodors Geliebte Pauline hieße! Gehen Sie hinauf, Mamsell, und bringen Sie der gnädigen Frau in der Beletage die Rechnung, die gestern schon verlangt wurde. Sie bedürfen der Zerstreuung. Seyn Sie aber hübsch artig, und ermangeln Sie nicht meine Dienste und Waaren bestens zu empfehlen und anzupreisen.

(Pauline sucht schmollend die Rechnung und steigt verdrießlich die Treppe empor.)

II.

(Ein elegantes Zimmer, mit der Aussicht auf die Hauptstraße. Eine große Anzahl von Herren und Damen im elegantesten Costüm erfüllt den Salon. Die Fenster sind trotz der Kälte weit geöffnet, und Schlittengeläute klingt von der Gasse herauf.)

Ein Assessor. Sehen Sie, meine werthen Herrschaften! Das Schloßthor hat sich geöffnet, und die bunte Schlittenreihe fängt schon an, den Schnee zu durchfurchen, den uns heuer der Winter so freigebig gespendet.

Ein General (während Alles zum Fenster eilt). Die glänzendste Schlittenfahrt ist doch nicht halb so schön, wenn nicht türkische Musik die Lustbarkeit verherrlicht. Sehen Sie, meine Damen! Sehen Sie, meine Herren, wie majestätisch der große Wurstschlitten daher schwankt und die Musik des Leibregiments stolz auf seinem Rucken trägt!

Ein Fräulein. Wer doch auch hoffähig wäre! welche Freude, in den Pendelschlitten zu sitzen, von goldenen oder silbernen Franzen umwallt, den Schnee zu durchschneiden mit hastiger Eile, und dann auf dem schönen Lustschlosse, in den warmen wohlriechenden Sälen, den unbequemen Pelz von sich zu werfen, und sich nach dem Lauterbach-Walzer oder nach dem Trio des „Schweizerbue" zu drehen!

Die Frau vom Hause. Und die schönen Vorreiter, die von Gold starren, und die Luft von ihrem Peitschenknall erdröhnen lassen! hier fährt der russische Graf, an seiner Seite die Frau des englischen Gesandten! welche Pracht! und doch ist Niemand einfacher in dem ganzen Zuge, als die Person des Grafen selbst.

Ein Kammerrath. Man sollte es dem Manne in seiner abgetragenen Wildschur nicht ansehen, daß er im Jahre so viele Tausende verschwendet. Sollten Sie glauben,

was ich Ihnen von seinem letzten Gastmale, das er seinen Freunden gab, erzählen werde? Wir setzten uns um 3 Uhr zu Tische; um 6 Uhr wurde das Dessert aufgestellt, und die Wachslichter weggenommen, damit wir ungestört eine neue Beleuchtung bewundern konnten, die in Paris vom allerletzten Geschmack ist. Es wurden nämlich Kugeln von Zucker aufgesetzt, inwendig hohl, und von einer kleinen Wachskerze erleuchtet und transparent gemacht. Da gab es welche von Orangefarbe, und man glaubte von der untergehenden Sonne beschienen zu werden. Andere, von hellblauer Farbe, warfen einen Mondschimmer über die Tafel. Die weißen bildeten leuchtende Schneeballen, und die rothgefärbten strahlten wie Feuer über das Tischtuch und die Gesichter der Nebensitzenden.

Alle Damen. Ei, das ist ja herrlich! das ist ja unübertrefflich!

Eine Stiftsdame. Der Herr Kammerrath sagten nur die Wahrheit. Mein Bruder, der Obrist, wußte nicht genug den Prunk der Tafel zu preisen. Nur hält er weniger auf die Genüsse des Auges, als auf die solidern des Gaumens. Daher rühmte er besonders die Sorbets, die beim Dessert aufgestellt wurden. Die Moccaessenz, die Cacaobutter waren nicht dabei gespart, und am erfrischendsten schien ihm der Sorbet Sambyon.

Die Frau vom Hause. Was nennt man so?

Ein Gastronom. Das ist eine Mischung von frischen Eiern und Manerasect.

Die Frau vom Hause. Mit solchen Herrlichkeiten kann ich Ihnen nicht aufwarten; verschmähen Sie jedoch dieses Zuckerwerk nicht, das von dem ersten Conditor unserer Hauptstadt bereitet wurde.

Die Tochter vom Hause. Nehmen Sie auch von diesen Früchten! Das beste Treibhaus hat sie geliefert.

Die Stiftsdame. Wie frisch! wie saftig und, mein Gott, woher nahmen Sie die schönen Rebenblätter, welche die Teller bedecken?

Die Tochter vom Hause. Das ist nicht Natur, meine Gnädige. Die Blätter sind von Papier, aber auf's Täuschendste gemacht. Der Courier brachte uns erst gestern einen großen Vorrath derselben aus Paris, wo sie allenthalben zu diesem Gebrauche Mode sind.

Die Generalin. Paris! ach, das himmlische Paris! Die Weltstadt, die ich leider nur einzigesmal gesehen habe! fast möchte ich noch eine dritte Invasion herbeiwünschen, um noch einmal an der Seite meines Gemahls dieses Kleinod der Erde zu schauen!

Ein Reisender. Paris ist schön, das ist wahr, und Frankreich das schönste Land der Erde, aber das gefühlvolle Herz des Menschenkenners blutet bei jedem Schritte, den dieser aus der Sphäre der guten Gesellschaft in die des Volks macht. Unwissenheit, Immoralität und Leidenschaftlichkeit sind die Grundzüge des Charakters der niedern Volksklassen; und den sträflichen Leichtsinn vermögen weder die Missionäre, noch die Strafen des strengen Gesetzbuchs zu hemmen und zu überwinden.

Ein Obergerichts-Präsident. Reden Sie nicht von diesem Lande der Verbrechen, das in dieser Beziehung nur von England übertroffen wird. Man schreibt so viel über Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, man preist so sehr den Segen derselben; wenn ich die Tribunal-Zeitungen von Frankreich durchblättere, kann ich von diesem Segen nichts verspüren. Da ist zum Beispiel in der allerneuesten Zeit eine gewisse Rosa Perrin verurtheilt worden, die, unter dem Gewande ihres abwesenden Mannes, ihren Vater ermordet hat. —

Alle Damen. Um Gotteswillen! Ein Ungeheuer

ohne Gleichen! Nein! das ist nicht möglich! So tief sinkt unser Geschlecht nicht herab!

Der Präsident. Leider ist es so, wie ich gesagt. Es ist freilich ein Angenommenes, sich stets das schöne Geschlecht auch so schön von Seele zu denken, als gewöhnlich die Züge desselben sind, aber —

Die Frau vom Hause. Erlauben Sie, Herr Präsident. Ich muß Sie zur Ordnung rufen. Dieses Thema darf in meinem Hause nicht ausgeführt werden. Man weiß wohl, daß die Galanterie gewöhnlich nur die schwächste Seite der Herren vom Gericht ist, und wir dulden einmal keine Verunglimpfung des Geschlechts; selbst nicht in Romanen.

Der Präsident. Sie können mir zu schweigen befehlen, und ich achte diesen Befehl wie den des Ministers. Aber meine Ueberzeugung machen Sie nicht verstummen, indem ich behaupte, daß, so engelhaft sich auch das schöne Geschlecht gestalten kann, es auch so tief in den Abgrund zu steigen vermag, wie das Unsrige.

Alle Damen. Neue Blasphemie!

Der Präsident. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ebenfalls vor wenigen Tagen erst zu Epernay eine Frau den schrecklichen Versuch gemacht hat, sich und ihr Kind zugleich umzubringen?

Alle Damen. Entsetzlich! Unmöglich! ihr Kind?

Der Reisende. Bezähmen Sie Ihren Schrecken, meine Damen, um nur dem Mitleid Raum zu geben. Folgendes ist die Geschichte. Das Leben der armen Josephine war von Anbeginn ein Gewebe von Fehltritten, die der Sorglosigkeit ihrer Eltern und in dem schlechten Unterricht, den sie genossen, ihre Quelle fanden. Ein solcher Fehltritt machte sie zur Mutter der kleinen Neoline, die gegenwärtig kaum das fünfte Jahr angetreten hat. Jenem

Vergehen folgte bald ein zweites. Josephine beraubte die Herrschaft, bei welcher sie in Diensten stand. Ihre bittere Reue, als sie ergriffen worden war, konnte sie nicht vor der Strafe retten, die das unerbittliche Gesetz gegen ihr Verbrechen erkannte. Aber die Gnade des Königs milderte in Betracht ihres Schmerzes und ihres Säuglings die Verurtheilung. Nachdem sie drei Jahre lang im Kerker gebüßt, trat sie wieder in die Welt, aber unter der Aufsicht der hohen Polizei, die ihr die Stadt Epernay zum Aufenthalt anwirs. Sie ernährte sich und ihr Kind daselbst kümmerlich und elend, war aber schon nach einigen Monaten nicht im Stande, die sieben Franks aufzubringen, die sie ihrem Hausherrn als Miethe schuldete. Dieser letztere, unmenschlich, und der Meinung, er habe nicht viel Umstände mit einer unter polizeilicher Aufsicht stehenden Person zu machen, wies sie aus dem Hause, und gönnte ihr nach dieser Aufkündigung nur eine Nacht noch in demselben. Josephine, von Beschämung, Mangel und Verzweiflung niedergedrückt, nicht wissend, wo sich in der ganzen Stadt ein Plätzchen für sie, die Verfehmte, finden würde, um ihr Haupt hinzulegen, beschließt das Allergräßlichste, das nur eine Mutter beschließen kann. Um sich von der Welt zu schaffen, und das Kind von der Schmach eines elenden gebrandmarkten Lebens zu befreien, läßt sie, durch die unmündige Reoline selbst, Kohlen bringen, womit sie den Ofen ihres Zimmers stark heizt, und sich in der Nacht, mit ihrem Kinde auf dem Bette liegend, den schädlichen Wirkungen der Tod bringenden Dämpfe überläßt. Spät in der Nacht kehrt Michaud, der Nachbar, nach Hause; er bemerkt den entsetzlichen Kohlendampf, er hört das Stöhnen von Verscheidenden, er bricht mit Gewalt durch die fest verriegelte Thüre der unglücklichen Mutter, und findet sie und das Kind, das sie mit der letzten Kraft in den Armen hält, mit dem Tode ringend. Sein

Geschrei ruft die Nachbarn herbei, mit ihnen die Hülfe. Die Beiden werden gerettet, und die arme Mutter der armen kleinen Neoline wird vor Gericht geschleppt, wo sie durch ihr verzweiflungsvolles Bekenntniß die größte Gefahr auf ihr Haupt herabruft. Aber die Menschlichkeit wacht; die Oeffentlichkeit bringt Segen. Der Anwalt des Königs selbst übernimmt die Vertheidigung der Unglücklichen; die Geschwornen, in ihrer Allgewalt, erklären Josephine für unschuldig: sie wird frei gesprochen, ihrer Reue überlassen, und eine reiche Collecte, wozu Richter, Geschworne und das Publikum gleich freigebig beitragen, fließt in den Schooß der ihrem Kinde wieder gegebenen Mutter.

Alle Damen (mit ungeheuchelter Rührung). Schön! das ist menschlich! wie beklagen wir die arme Josephine! solches Unglück! wohin kann das nicht führen? —

Die Stiftsdame. Wahrlich! ich wünschte, die Unglückliche befände sich hier, damit auch wir derselben unsere Theilnahme thätig bezeugen könnten.

Die Frau vom Hause. Meine werthen Freundinnen! ist Ihre Milde erregt, so finden sich in unserer Stadt der Gelegenheiten genug, solche thätig auszusprechen. So befindet sich in diesem Hause selbst eine Person, die die gerechtesten Ansprüche auf Unterstützung hat, und für welche ich gern eine Sammlung veranstalten würde.

Assessor. Hier? in diesem Hause? doch nicht etwa der alte filzige Lotterie-Collecteur im vierten Stock, der daneben noch das einträglichere Handwerk einer Winkelleihbank betreibt?

Ein Lieutenant. Oder etwa des saubern Herrn unschöne, mit einem Höcker versehene vierzigjährige Tochter?

Eine Dame (lachend). Oder vielleicht die unglückliche Frau des Hofschauspielers, der gerade über unsern

Köpfen auf und nieder wandelt, und sicherlich eine pathetische Königsrolle einstudirt?

Die Generalin. Ja wohl, die arme Frau! Wie man vernimmt, soll sie sich noch nicht von der Alteration erholt haben, worein sie die neue Prima-Donna versetzt hat.

Die Stiftsdame. Die Frau hat mir wahrhaftig Mitleid eingeflößt. Sie singt seit fünfzehn Jahren unermüdlich die ersten Parthieen, und hatte von jeher das Verdienst, niemals heiser zu werden.

Der General. Lange Dienste machen jedoch steif. Besser wäre es für die Dame, wenn sie schon nach der zehnten Campagne ihre Stimme gänzlich verloren hätte. Als die Tanzoni — es sind, glaub' ich, gerade acht Tage her — zugleich mit ihr auftrat, erlitt sie eine völlige Niederlage. Doch will ich gerade nicht behaupten, daß die neue Sängerin eine große Künstlerin sey, wie unsere öffentlichen Blätter es ausposaunten.

Assessor. Die Zeitungsposaune geht heut zu Tage über Alles.

Kammerrath. Wenn sich nur die Blätter nicht so entsetzlich widersprächen! da sind die Wiener, die den Paganini vergöttern; da sind aber auch die Prager, die ihn wie einen Hanswurst traktiren.

Ein Kapellmeister. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. Die Kunst, mit einiger Charlatanerie gepaart, ist von jeher das Eigenthum der Italiener gewesen.

Ein Gelehrter. Die Vergötterung erzeugt nothwendigerweise eine um so schärfere Opposition; davon können unsere Schriftsteller sammt und sonders, von Göthe an bis zu dem Dresdner Böttiger herab, Zeugniß geben. Der Erste z. B. ist zu viel gelobt worden, und der Letzte hat in seinem Leben zu viel gelobt. Beiden bekömmt es im Alter nicht gut; und wollte der Erste von nun an so

bescheiden erscheinen, als er nie gewesen, und der Zweite von nun an so viel tadeln und begeifern, als er sonst gelobhudelt hat, sie würden es doch nicht besser machen.

Das Kammermädchen. Gnädige Frau! Nach Ihrem Verlangen hat Mamsell Pauline die Rechnung gebracht.

Die Frau vom Hause (entfaltet mit einer gewissen Wichtigkeit das Papier, und läßt ihre Freundinnen, die sich um sie versammeln, hineinsehen). Ach du mein Himmel! die enorme Summe! Fünf hundert und vierzig Thaler! ich frage Sie, meine Damen, ob Eine von Ihnen ein Memoire erhalten hat, das diesem an Größe gleich kommt?

Die Generalin. Viel Geld für ein Quartal, aber, meine Vortreffliche, es kleidet sich auch Niemand so geschmackvoll als Sie. Wie waren Sie so herrlich angezogen, als Sie neulich auf dem Gesellschaftsball des Oberfinanz-Direktors erschienen!

Ein Fräulein. Ich habe mir den Anzug ganz genau gemerkt, denn etwas Schöneres haben wir noch nie gehabt. Sie trugen ein Kleid von rosafarbenem Krepp, mit einer grünen Guirlande verziert, die mir in solcher Pracht noch nie vorgekommen ist. Eichenblätter und Eicheln, immer drei und drei zusammen gesetzt, bald Frucht, bald Blatt, und mit Gold geschmackvoll durchwirkt. Dazu trugen Sie in Ihren füllreichen Locken Guirlanden vom ähnlichen Stoffe. Wie nennt man diesen Kopfputz?

Die Frau vom Hause. A la druidesse. Die neueste Mode.

Die Tochter vom Hause. Mein blaues Kleid mit den Kapuziner-Rosen unter den Blättern in Grün und Gold war auch nicht übel. Ich hätte nur gewünscht, für mich und Mama so schöne Bouquets zu bekommen, als in

der heutigen Schlittenfahrt die Damen an der Brust trugen, um sie im Frost erstarren zu lassen.

Die Generalin. Den schönsten Blumenstrauß trug heute doch wieder die Prinzessin. Ihr Chevalier sorgt besser für sie, als selbst für Ihre Durchlaucht die Fürstin gesorgt wird.

Assessor. Die Prinzessin ist die liebenswürdigste junge Dame, die ich je gesehen.

Die Frau vom Hause (spöttisch). Schön ist sie wohl; aber kein Geschmack im Putz. Erinnern Sie sich noch, wie sie neulich im Concert erschien? Den Kardinalhut von schwarzem Sammet, mit goldenen Schnüren und Trodeln, die ihr bis auf die Schultern herabhingen, mit den beiden offenen Flatterbändern von Gaze, werde ich ihr nun und nimmer mehr vergessen.

Eine Dame. Die neueste Mode. So gut als die gothischen Stirnbänder in farbigen Steinen, und beschattet von einem Reiher- oder Paradiesvogelbusch.

Die Generalin. Die unbekannte Dame, die bei derselben Gelegenheit, im Concert nämlich, zwei goldene Pfeile in den Haaren trug, war weit schöner als die Prinzessin, und als die kleine braune Gräfin, die mit ihrem Netz von gelben Atlasbändern in den Haaren vergebens sich abmühte, eine Spanierin vorzustellen.

Die Frau vom Hause. Am übelsten steht überhaupt unsern brünetten Damen die Ponceau-Farbe, die gegenwärtig an der Reihe ist. Ich finde, daß diese Farbe nur an Blondinen erträglich ist.

Die Tochter. Ihnen, Mama, steht dieses Roth zum Entzücken.

Die Mutter. Du kleine lose Schmeichlerin.

Der Kapellmeister (seinen Hut ergreifend). Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Mehrere Stimmen. Wohin so schnell? Warum so eilig?

Der Kapellmeister. Es schlägt vier Uhr, und die Trauung des Flügeladjutanten Sr. Durchlaucht wird vor sich gehen, wobei ich die Musik zu besorgen habe.

Assessor. Wie beklage ich das arme Fräulein, das heute dem argen Wüstling angefesselt wird!

Die Generalin. Erlauben Sie: die Reizlose darf sich Glück wünschen, den schönsten Mann der Residenz erobert zu haben. Nicht wahr, Herr General, Sie begleiten mich zur Kirche?

Alle Damen. Wir Alle, wir Alle!

Die Frau vom Hause. Marie! meinen Pelz; da sich die allgemeine Neugierde bewogen sieht, der Trauung beizuwohnen, um die Haltung des Bräutigams und den Stolz der Braut zu sehen, so will ich nicht zurückbleiben.

Die Tochter. Und ich nicht, Mama!

Alle anwesende Herren. Und wir alle nicht! lassen Sie uns gehen! was die Schlittenfahrt uns heute nicht von den schönsten Blüthen der Residenz entführte, wird sich gewiß im Tempel des Herrn zusammen finden!

(Allgemeiner Aufbruch. Die Damen suchen ihre Mäntel, die Herren ihre Hüte, Paar findet sich zu Paar.)

Die Stiftsdame. Aber meine Herren, — aber meine Damen! was wird denn aus der Collecte, die wir veranstalten wollten?

Mehrere Stimmen. Auf ein andermal! das nächstemal!

(Alles stürmt fort; nur einige von den Damen bleiben nebst der Stiftsdame zurück und übergeben derselben hastig eine neue nicht unbedeutende Summe Geldes für den wohlthätigen Zweck).

Die Stiftsdame (zum Kammermädchen). Meine

Liebe, Sie ist wohl so gut, dieses Geld der armen Wittwe zu bringen, die im Giebelstübchen dieses Hauses wohnen soll.

Kammerjungfer. Sehr gern, Euer Gnaden. Die arme Frau, die nebst ihrer Tochter im tiefsten Elend lebt, wird Ihnen persönlich danken.

Die Stiftsdame. Nicht nöthig. Nun aber, meine Freunde, nun lassen sie uns dem allgemeinen Schwarm folgen. Wir haben der Barmherzigkeit ihr Recht angethan: nun sey es der Zunge erlaubt, ein bischen zu medisiren.

III.

(Die Wohnung des Hofschauspielers; hübsche, geräumige Zimmer, eleganter Salon, aber die Meubles, in verschiedenem Geschmack, nicht sehr zusammenpassend. Die Frau des Hauses liegt ausgestreckt auf dem Divan, der Mann wandelt, mit einer Rolle in der Hand, auf und ab.)

Der Mann (deklamirend). Wie lange noch, große Fürstin, soll sie dauern, die Qual der Betrübniß, die Deine holden Augen verfinstert?

Die Frau. Wie lange muß ich denn dieselbe Phrase hören und wieder hören?

Der Mann (wie oben). Weißt Du denn nicht, daß Dein Schmerz auch der meinige ist? daß aus dem Nebel der Sorge, der Dein Haupt verhüllt, für mich keine Sonne mehr leuchtet?

Die Frau. Wie sehr dieses auch auf meine Lage und meinen Verdruß paßt, so vermisse ich doch dabei in Wirklichkeit Deine Theilnahme.

Der Mann (wie oben). Tröste Dich, Fürstin und hohe Frau! Nichts dauert ewig, und hin sinken die Mauern von Babylon einst, wie die ärmliche Hütte des Landmanns.

Die Frau (seufzend). Ja wohl! die Vergänglichkeit ist allgemein, doch freut es mich, daß die Tanzoni auch einmal die Stimme verlieren wird.

Der Mann (wie oben). Winde Dir Lorbeern um's Haupt in füllreicher Krone, — wenig dankt Dir die Nachwelt, stiegst Du einstens vom Throne.

Die Frau. Das ist der ewige Undank. Ob man fünfzehn Jahre lang das Publikum belustigte, — gleichviel! es mißhandelt uns, geht eine neue Sonne auf.

Der Mann (wie oben). Und selbst die Sonne, das mächtige Gestirn des Tages, muß es nicht weichen dem Mond, und einstens vergehen im Brande der Welt?

Die Frau. Besonders wenn es mit der Sonne keine rechte Bewandtniß hat. Die Tanzoni ist im Grunde doch nur eine schlechte Sängerin, ohne Schule und Vortrag.

Der Mann (wie oben). Einstens, o Königin, — vormals war es so herrlich! zur goldenen Zeit, wo die Götter auf Erden wandelten, und die Menschen unsterblich waren, wie sie!

Die Frau. Zu meiner Zeit war's freilich anders. Da galt das Talent, und Wenige nur waren berufen. Die Tanzoni hätte vor zwanzig Jahren nicht auftreten dürfen.

Der Mann (wie oben). Damals grünte ewig die Myrthe, und hoch in die Lüfte wuchs der Lorbeer, den Apollo selbst für die Menschheit zum Kranze flocht.

Die Frau. Das glaub' ich. Das Verdienst wurde geschätzt, und die Intendanz ließ es an Belobung und Präsenten nicht fehlen.

Der Mann (wie oben). Heute ist's nicht mehr also; tröste Dich jedoch, o Herrin! dieser Arm und dieß Schwerdt, sie bleiben Dir, wenn Alles Dich verläßt! — (im gewöhnlichen Tone) Liebes Weibchen, ich muß zu dieser Rolle ein

neues Schwerdt haben. Der Direktor ist so karg; so selten als möglich läßt er neue Waffen anschaffen. Die Alten sind mir zu schlecht, und Du weißt wohl, daß ich, was Kostüme betrifft, eigensinnig und eitel bin.

Die Frau. Welche Zumuthung! um die Cassa zu schonen, sollen wir uns Ausgaben machen? Die Undankbaren verdienen es nicht! Du kannst mein Tankredschwerdt nehmen; ich werde es nicht mehr brauchen, denn hoffentlich wird die superfeine Intendanz mich pensioniren, und der Tanzoni mein ganzes Repertoir übertragen.

Der Mann. Mir recht. (deklamirend) Wie lange noch, große Fürstin, soll sie dauern, die Qual der Betrübniß, die . . .

Die Frau. Ich bitte Dich, bringe mich nicht in Verzweiflung durch die ewige Wiederholung der abgeschmackten Rolle aus dem abgeschmacktesten Trauerspiel.

Der Mann. Lieb Weibchen, Du bist ungerecht. Ist das Stück nicht von unserem wackern Dichter Guido, unserm Hausfreund, der an jedem Sonntag bei uns speist?

Die Frau. Leider thut er das noch, weil es ein altes Herkommen ist. Er verdient aber diese Begünstigung nicht mehr. Seit einem Jahre schon ist sein Lob so lahm und unschmackhaft geworden, daß selbst meine besten Freunde es für lauteres Wasser erklären. Wenn ich bedenke, wie schön Guido's frühere Gedichte auf mich in der Abendzeitung gewesen sind, wie eindringlich seine Berichte über meinen Gesang, und wie lau das, was er jetzt in dieser Beziehung liefert . . .

Der Mann. Sey aber doch vernünftig, Julchen. Die Zeiten Deiner Jugend sind ja vorüber. Ich weiß mich wohl der Jahre zu erinnern, wo ich selbst Gedichte auf Dich machte; aber Du begreifst —

Die Frau. Keine Beleidigung, wenn ich bitten darf.

Dein rohes Betragen ist eine leidige Folge Deiner Heldenrollen. Hätte ich doch nimmer einen Schauspieler zum Gatten gewählt! nur ein Sänger versteht das weibliche Herz zu schätzen, — ein Sänger oder ein Dichter.

Der Mann (lachend). Du hattest zwischen mir und Guido die Wahl.

Die Frau. Pfui! Der häßliche Guido! Kein Wort von ihm.

(Guido tritt in den Saal.)

Der Mann. Bon jour, lieber Freund.

Die Frau. Herzlich willkommen mein Bester. Ihr Erscheinen ist mir um so angenehmer, als ich nicht glaubte, daß Sie eine beim Publikum in Ungnade gefallene Künstlerin besuchen würden.

Guido. Theuerste, Verehrteste, Geschätzteste! Das kann nicht ihr Ernst seyn. Sie in Ungnade? nie standen Sie besser in den Augen des Publikums, als gerade jetzt. Man hat Sie ausgelacht, gezischt sogar; aber, bemerken Sie nicht, daß Alles nur das Werk einer niederträchtigen Kabale gewesen? glauben Sie ja nicht, daß die Tanzoni gesiegt hätte. Sie hat imponirt, das ist wahr. Ein hübsches Lärvchen, ein artiger Wuchs, viele Gurgelkünste, — das thut viel; aber, zweifeln Sie nicht: ihre klassische und antike Bildung muß überwiegen.

Die Frau. Sie sind ein Schmeichler. Wird das Publikum Ihrer Meinung seyn, wenn es dieselbe nicht Schwarz auf Weiß sieht.

Guido. Ich bin bereit, in dem Blatte, wo ich schon so oft Ihren Verdiensten die gerechteste Huldigung brachte, die glänzendste Rechtfertigung Ihres Künstlerruhms niederzulegen.

Die Frau. Wenn es der, den Männern so eigene Wankelmuth zuließe, — ich wäre nicht unzufrieden, wenn

eine unpartheiische Stimme zwischen der Tanzoni und meinen geringen Talenten entschiede.

Guido. Das ist abgemacht. Ihnen gefällig zu seyn, war von jeher mein sehnlichster Wunsch.

Der Mann. Sagte ich es nicht, liebes Julchen, daß Guido immer noch der alte Freund unsers Hauses sey?

Guido. Dagegen erbitte ich mir von Ihnen, lieber Freund, die Gefälligkeit, meine Semiramis bei der Intendanz zu poussiren.

Der Mann. Soll geschehen, Lieber. Und speisen Sie ferner alle Sonntage bei uns.

Die Frau. Thun Sie das, Bester. In diesen Zeiten der Kabale ist es eine Wohlthat, das Gesicht eines Mannes, der es redlich mit uns meint, an unserm Tische zu sehen.

Guido. Wir wollen ewige Freunde bleiben, und pereant die Tanzoni und ihre Bundesgenossen! Sollten Sie glauben, daß die Person es unterließ, sich mir vorstellen zu lassen? und dennoch kann es ihr nicht unbekannt seyn, daß ich in den Blättern aller Tags- und Nachtzeiten der Correspondent für das hiesige Theater bin.

Die Frau. Das sieht der Hochmüthigen ähnlich.

Der Mann. Unverzeihlich, das Nöthigste zu unterlassen. Wenn ihr das Unangenehmste widerführe, so geschähe es ihr nur recht.

(Die Tanzoni, geputzt wie eine Fürstin, von Schminke strahlend, tritt mit vielem Geräusch ein, läuft auf die Sängerin zu, und umarmt sie mit allen Zeichen der innigsten Freundschaft.)

Die Tanzoni. Ach, mein Gott! wie ich mich freue, Sie wieder wohl zu sehen, meine geliebte Freundin!

Julie (schnell gefaßt). Ich bin für die Ehre ungemein verbunden, die Sie mir anthun, meine Werthe.

Die Tanzoni. Ah, mia carina, — verzeihen Sie mir die italienischen Ausdrücke, die ich mir in Neapel an-

gewöhnte. Ah'l bel paese che Napoli! ich brachte dort die vergnügteste Zeit meines Lebens zu, im Kreise der vorzüglichsten Künstlerinnen, worunter jedoch sich keine mit Ihnen vergleichen ließ. O meine Liebe! den timbre Ihrer Stimme, Ihr portamento, Ihre Fertigkeit — diese Eigenschaften sind zum Entzücken, und ich nehme mir vor, noch recht viel in Ihrer Nähe zu lernen.

Julie. Sie überschütten mich mit unverdientem Beifall, aber das Publikum wird den aufgehenden Stern von dem untergehenden zu unterscheiden wissen.

Die Tanzoni. Dolce lusingheria! Sehen Sie: ich bin nicht, wie die Gewöhnlichen unseres Standes; ich habe ein redliches Herz, und wünsche nur, in dieser Stadt, wo es mir an Feinden nicht fehlen wird, ein treues Herz, das mich versteht. Ich finde dieses in Ihnen, der berühmten Kunstverwandtin; und so schnell unsere Freundschaft geschlossen wurde, so unverbrüchlich daure sie.

Julie. Sie entzücken mich. Sie sollen in mir dieselbe Redlichkeit und Treue finden, die ich von Ihnen erwarte.

Guido (leise zu dem Mann). Köstlicher Doppelsinn.

Der Mann (leise). Meine Frau wird noch eine treffliche Schauspielerin werden, wenn ihr die Stimme gänzlich versagt.

(Ein Theaterdiener tritt herein.)

Der Theaterdiener. Um Vergebung! die beste Empfehlung von Sr. Excellenz dem Herrn Intendanten, und Mamsell Tanzoni möchten doch ja gleich und gefälligst ihm die Ehre Ihres Besuchs schenken.

Die Tanzoni. Subito. Der Herr Intendant sollen stets an mir eine gefällige Dienerin finden. Meine theuerste Julie! wie bedaure ich, Dich schon verlassen zu müssen — mà — Du kennst die Pflicht, die mich von hinnen ruft.

Julie. Genire Dich nicht, beste Tanzoni. Je kürzer Deine Besuche seyn werden, und je seltener, um so mehr werde ich mich immer auf Dein Wiederkommen freuen.

Die Tanzoni. Wäre vielleicht einer von den Herren so gefällig, mich zu begleiten?

Der Mann. Wenn Sie es befehlen, werde ich die Ehre —

(Julie wirft ihrem Mann einen fürchterlichen Blick zu, der ihn verstummen macht.)

Guido (sehr freundlich). Ich würde mich glücklich schätzen, Ihr Cavaliere zu seyn. Ich bin Guido, der Dichter und Referent der Hofbühne in allen möglichen Zeitschriften.

Die Tanzoni. Mille grazie! ich nehme Ihre Begleitung sehr gerne an, und preise mich glücklich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. (Leise zu Guido) Ich habe Ihnen etwas unter vier Augen zu sagen.

Guido. Capisco, Madonna.

Die Tanzoni. Addio, meine Julie. Bona sera, mein Herr! A riverderla! (geht mit Guido hinweg.)

Julie (eifersüchtig). Du hättest sie wohl gern begleitet? ich verbitte mir dergleichen Streiche.

Der Mann. Liebes Julchen, die Höflichkeit —

Julie. Galanterie gegen die Falsche? das käme mir recht. Der doppelzüngige Guido soll mir's schon entgelten. Wie zuvorkommend er ihr den Arm gab, wie stolz er mit ihr hinweg ging, der Laffe mit der geschminkten Katze! Ach! (sie weint.)

Theaterdiener. Ich glaube nicht, daß Herr Guido lange mit der Mamsell gehen wird. So schön sie ist, und so sehr sie gefallen hat, wird ihr Reich doch bald zu Ende seyn.

Julie (plötzlich wieder lebendig). In der That, erzähle Er doch, mein Freund.

Der Mann. Lasse Er sich dieses Gläschen Liqueur schmecken, und lasse Er hören.

Theaterdiener. Ich weiß vor der Hand nicht mehr, als daß ich Sr. Excellenz vor einer halben Stunde einen dicken Brief gebracht habe, worauf Se. Excellenz ganz toll geworden sind, und mir befohlen haben, die Mamsell auf der Stelle zu holen.

Julie. Prächtig! Da ist etwas vorgefallen. Wenn ich nur schon wüßte —

Theaterdiener. Will es gleich rapportiren, wenn ich's selbst weiß.

Der Mann. Was gibt's sonst Neues? Er weiß ja doch, wie begierig wir sind, zu erfahren, wie Alles steht. Ist der Alexis abgedankt? Wurde die Grieser pensionirt?

Theaterdiener. Der Alexis ist richtig ab; die Alte wird nächstens in Ruhe versetzt. Der Cassier ist des Unterschleifs verdächtig, Herr Friedrich hat wegen Schulden arretirt werden sollen, die Renald, die Tänzerin, wäre beinahe mit dem hübschen Tanzmeister verschwunden, die Madame Agnes liegt in den letzten Zügen, und der hochmüthige Tenorist, der vor keinem ehrlichen Mann den Hut abzieht, will partout in der neuen Oper nicht singen.

Julie. Da hat er recht. Neben der Tanzoni möchte ich es auch nicht.

Der Mann. Wie gefällt denn der neue Liebhaber? was sagt man von ihm bei der Intendanz und in der Stadt?

Theaterdiener. Hm! uns gefällt er passabel, aber die Leute meinen eben doch, sie hörten noch lieber die jungen Rollen von Ihnen, obgleich Sie nicht mehr jung

sind; aber Sie haben eine ganz besondere Force in Ihrer Stimme, und wenn Sie reden, so kracht das Theater.

Der Mann. Keine Schmeicheleien, lieber Freund. Was uns die Natur gegeben hat, ist gerade kein Verdienst.

Theaterdiener. Ei, Ehre dem Ehre gebührt. Schreien können Sie brav, und wir haben schon oft zu einander gesagt — der Herr Intendant und ich —: wenn Ihre liebe Frau nur noch halb so viel Stimme hätte, wie Sie, so —

(Julie springt zornig auf; der Mann winkt verlegen dem Diener, zu schweigen; indessen geht die Thüre auf, und ein Schwarm von Sängern, Schauspielern und Actricen stürmt herein.)

Der erste Liebhaber. Meine Freunde, guten Tag. Wissen Sie schon?

Die zweite Sängerin. Wir sind vollkommen gerächt! Die Tanzoni —

Der edle Vater. Hat den Hals gebrochen auf merkwürdige Weise.

Julie. Den Hals? Das Genick?

Der Intriguant. Figürlich, meine Beste. Eine große Schmach hat sie niedergedrückt, und Jubelgelächter der Hölle schallt ihrem Sturze nach.

Der Bassist (trällernd). Erst geköpft, und dann gehangen, dann gespießt auf heißen Stangen —

Der Bouffon (zum Mann). Habe ich es Euch nicht gesagt, daß es nicht lange dauern würde? Potz Fledermäuschen! Ihr wolltet mir nicht glauben, aber ich habe eine gute Nase. Heute ist's von der Post gekommen, daß die italienische Mamsell aus ihrem frühern Engagement durchgegangen ist, und ihren Contrakt heillos gebrochen hat.

Julie. Durchgegangen? Bravissimo! ich gönne ihr alles Unheil.

Die Anstandsdame. Es ist unverzeihlich, daß sie unsere Bühne mit ihrer Schande beflecken wollte; uns, die wir so sehr auf Anstand und Delikatesse halten!

Der edle Vater. Zum Erschrecken ist's, wie viele ungerathene Söhne und Töchter sich in dem Heiligthume der Kunst herumtreiben. Wer sie auch seyn mögen, gleich dünken sie sich jeder Zoll ein König.

Der Bouffon. Ich renne noch heute durch die Stadt, um die Unverschämte gebührend herauszustreichen.

Der Intriguant. Wir hätten Sie doch weggebissen, wenn der Scandal auch nicht geschehen wäre.

Der Bassist. Ich schlage zu Ehren unsers ehrliebenden Intendanten einen kleinen Abendschmaus in meiner Wohnung vor. Sie sind eingeladen. Auf die Hoffnung meiner Benefizvorstellunng wage ich die Ausgabe.

Der Herr vom Hause. Ich bin dabei, wenn meiner Julie Uebelbefinden es zuläßt.

Julie. Ich bin vollkommen wohl. Die Demüthigung der Tanzoni, ihre Entfernung, und daß sich Guido lächerlich gemacht hat, hat meine Genesung bewerkstelligt.

Alle Damen. Recht! kommen Sie! ein munteres Abendessen, und hierauf ein fröhlicher Tanz.

Der Bouffon. Meinetwegen, wenn denn heute wieder geschmaust werden soll. Keine Ruh bei Tag und Nacht —

Der Bassist. Kommen Sie, meine theuern Kameraden. Folgen Sie mir in meine heiligen Hallen, wo der Mensch den Menschen liebt.

(Unter Scherz und Gelächter entfernen sich Alle geräuschvoll, bis auf den Heldenspieler, der geruhig seinen Ueberrock anzieht, und den Bonvivant des Theaters, der sich dem Erstern mit zerstreuter und bekümmerter Miene nähert.)

Bonvivant. Mir ist heute nicht um Schmaus

und Tanz zu thun. Ich habe gestern meine ganze Baarschaft am Spieltische verloren, und fünfhundert Gulden Schulden obendrein gemacht. Ihr erinnert Euch, daß ich Euch schon oft in Verlegenheiten ausgeholfen habe. Streckt mir heute hundert Gulden vor, damit ich den Versuch wagen könne, wieder zu dem Meinigen zu kommen. Ich geb's Euch redlich zurück.

Der Herr vom Hause (indem er seine leere Cassette öffnet). Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Thaler in der flachen Hand? lieber Freund, ich bin abgebrannt, wie eine Kirchenmaus; habe meine Gage auf ein Vierteljahr hinaus verschrieben, und heute erst holte der Jude mein Letztes als Abschlag auf den rückständigen Zins. Ihr habt aber da einen schönen Mantel, eine hübsche Uhrkette und eine Brillantnadel im Halstuch. Alles dieses könnt Ihr in der obern Etage bei dem Collecteur verpfänden, und Euer Heil versuchen.

Bonvivant. Trauriger Rath für einen Verzweifelten. Ich war ein Thor, mich auf Theaterfreundschaft zu verlassen (geht ungestüm fort).

Der Andere (indem er sich phlegmatisch den Hut aufsetzt und im Spiegel betrachtet). Schade für den jungen Menschen! er steht noch nicht auf der Höhe seiner Verhältnisse, nnd nimmt sich Alles viel zu sehr zu Herzen. Ich hätte viel zu thun, wenn ich mich um jedes Hundert Gulden, das ich schulde, so viel bekümmern wollte. Leicht beweglich muß der Künstler seyn, und die Unannehmlichkeiten dieser Erde, des Philisterlebens, zu verachten wissen (er geht singend den Andern nach).

IV.

(Eine dunkle, altväterisch und nothdürftig möblirte Stube. Vorhänge von gestreiftem Zeuge an den Fenstern. An einem derselben sitzt des Collecteurs mißgestaltete Tochter, und zerzupft einige alte Silberborden. In dem Kabinet ist der Vater, neben einem alten Schreibtisch und einer eisernen Geldkiste, beschäftigt, seine Register durchzusehen.)

Collecteur. Morgen sind wieder drei und fünfzig Pfänder verfallen. Es sind einige von ganz artigem Werthe darunter. Seitdem die Zeiten so schlecht geworden sind, geht es mit dem Versatz nicht übel.

Tochter. Es thut Noth. Die Lotterie hat nicht mehr den Zulauf wie sonst; daran sind die verzweifelten drei Treppen schuld. Wenn wir ein Bureau zur ebenen Erde besäßen —

Collecteur. So würde der Versatz leiden, und zehn Procente sind mir denn doch lieber, als die lumpige Provision, die von der Direktion gut gethan wird.

Tochter. Besser ist's noch, wenn die Pfänder verfallen, da wir doch nicht mehr als den Drittel-Werth auf die Sachen leihen.

Collecteur. Ich habe mich manchmal über Dein gutes Herz zu beklagen, das zu Zeiten mehr gibt als sich mit meinen Grundsätzen verträgt. Dem Geschäftsmanne darf der Schulkamerad oder eine Herzensinklination nicht mehr gelten, als der nächstbeste Fremde.

Tochter. Ei was! wenn ich manchmal meiner Freundin oder dem Herrn Fähndrich, oder dem blonden Aktuar ein paar Groschen mehr vorschieße, so geschieht's um der Ehre willen, und bringt sich auf einer andern Seite wieder ein.

Collecteur. Gerade recht: des Fähndrichs Schärpe

verfällt morgen, und des Actuars Necessaire übermorgen. Das ist der letzte Termin, den ich bewillige.

Tochter. Um Gotteswillen nicht. Lassen Sie lieber das Silberzeug der Pfarrers-Wittwe verkaufen. Gestern war es schon fällig, und ob die Person mit Zinn oder Silber speist, wird auf dasselbe hinauslaufen.

(Ein junges leichtfüßiges Frauenzimmerchen kommt trällernd herein.)

Das Frauenzimmer. Guten Abend, meine Liebe, ich brauche in der Geschwindigkeit zwanzig Thaler. Hier ist meine goldene Kette; sie hat meinen Liebhaber siebenzig Thaler gekostet. Ich habe morgen eine kleine Partie vor, und muß meine Freundin und den scharmanten Robert regaliren; wäre ich nicht mit meinem Geliebten vor der Hand entzweit, brauchte ich Ihre Hülfe nicht. Nehmen Sie hin, und geben Sie.

Tochter. Mit Vergnügen, Mamsell Adele, wenn die Kette wirklich so viel werth ist. Papa, wägen Sie das Gold. Setzen Sie sich, meine Beste. Ich danke Ihnen für das Freibillet, das Sie mir zum gestrigen Ballet schenkten. Sie haben wie ein Engel getanzt, und der niedliche Robert machte den Zephir zum Entzücken. Sie beide würden ein herrliches Paar, und Er gefiele mir besser als Ihr dicker und alter Banquier.

Die Tänzerin. Je nun, was seyn soll, schickt sich wohl. Das Herz hat auch seine Rechte; das Geld macht es allein nicht aus; aber, um's Himmelswillen! daß nur mein Alter nicht erfährt, wohin für den Augenblick sein Geschenk gewandert ist.

Tochter. Behüte; unser Stand erfordert Verschwiegenheit.

Collecteur. Die Kette wiegt ungefähr vierzig Thaler. Es können Ihnen zehen darauf gegeben werden.

Die Tänzerin. Mein Gott! was soll ich damit anfangen? ich brauche zwanzig.

(Eine Frau kömmt mit einem Korbe voll Weißzeug am Arm in die Stube).

Die Frau. Mamsell, ich verlange auf dieses zwölf Thaler. Es schickt mich eine bedrängte Familie, wo der Mann schon seit vielen Wochen krank liegt. Machen Sie es fein säuberlich mit den hülflosen Leuten.

Collecteur. Was da! Weißzeug? Plunder! das fressen die Motten. Zwölf Thaler? ein Heidengeld! wie es da ist, gebe ich vier Thaler.

Die Frau. Du mein Herr Gott! die armen Menschen! es ist kein Brod, keine Medizin im Hause. Seyn Sie barmherzig.

Collecteur. Was kümmert das mich? ich gebe nicht mehr, und wenn Ihr das nicht ansieht, so gehe Sie um ein Haus weiter.

Die Frau (seufzend). Wenn es denn Ihr letztes Wort ist — ohne Geld darf ich nicht kommen — so nehmen Sie es denn in Gottesnamen hin. (Sie empfängt das Geld und geht.)

Collecteur. Da, Sabina. Nimm das Zeug zu Dir. Es sind feine Frauenhemden, und herrliche Leintücher. Lege es zu Deiner Aussteuer. Es wird ohnehin nicht ausgelöst werden, und ich mache es Dir zum Präsent.

Tochter. Danke schön, Papa. Geben Sie aber doch der Mamsell Adele dafür ein paar Thaler mehr. Sie war schon so oft mit Freibillets freigebig gegen uns.

Collecteur. Eilf Thaler für die Kette, und keinen Heller mehr. Wollen Sie?

(Die Tänzerin nimmt mit Achselzucken das Geld und entfernt sich.)

Collecteur. Leichtsinniges Volk! aber es ist schon recht: wie gewonnen, so zerronnen.

Tochter. Schon wieder Jemand auf der Treppe.

(Das Kammermädchen aus der Bel-Etage.)

Kammermädchen. Mamsell, da soll ich dieses Päckchen Geld zu der Soldaten-Wittwe im Dachstübchen tragen. Aber ich fürchte mich vor der steilen Treppe und meinem Schwindel. Ich kann auch das Elend dort oben nicht mit Augen ansehen; meine Nerven sind zu zart, und mein Herz ist zu gefühlvoll. Wollten Sie nicht bei Gelegenheit dem Weibe das Geld zustellen? es ist ein Almosen.

Tochter. Recht gern, Mamsell Mimi. Es soll besorgt werden.

(Das Kammermädchen geht; der Collecteur bemächtigt sich des Geldes und zählt es.)

Collecteur. Neunzehn Gulden? Viel zu viel für die alte Bettlerin. Der Ueberfluß möchte das Volk liederlich machen. Fragt die Alte darnach, so muß man Ihr es freilich nach einigem Abzug zustellen. Fragt sie nicht, so mag die Kleinigkeit vergessen bleiben.

(Der junge Schauspieler, den wir schon im dritten Stockwerke gesehen, stürmt mit feuerrothem Gesichte und zerstörtem Wesen herein.)

Der Schauspieler. Geschwind, geschwind mein Freund! Fünfzig Thaler! auf der Stelle! hier ist mein Mantel, hier meine Uhr, hier mein Ring. Das Zeug zusammen hat über vierhundert Thaler gekostet. Geben Sie die elenden fünfzig her; aber so schnell, so schnell als möglich!

Collecteur. Bester Herr, man muß doch zuerst prüfen, überlegen —

Der Schauspieler. Keine Ueberlegung! ich bin in dem Kaffeehause, gerade hier gegenüber. Ich habe meine

ganze Baarschaft, geliehenes Geld, alles verspielt! In diesem Augenblick vielleicht wird die Karte abgezogen, die mir allen meinen Verlust wieder einbrächte! lassen Sie mich keine Minute mehr säumen.

Tochter. Setzen Sie sich, Herr Willibald. Sie sind so echauffirt —

Collecteur. Alles beim Licht besehen, kann ich doch höchstens dreißig Thaler riskiren. Wenn Sie vielleicht noch einige Pretiosen dazu legen wollten, — z. B. Ihre Busennadel —

Der Schauspieler (wild und zerstreut). Alles, was Sie wollen! ich vergaß — hier ist die Nadel, aber um aller Götter willen, — das Geld, das Geld!

Collecteur. Hier haben Sie es in einer Rolle. Das Nachzählen ist unnöthig, aber den Schein werden Sie doch abwarten?

Der Schauspieler. Nein, nein! lassen Sie mich! ich hole den Zettel vielleicht morgen! — vielleicht gar nicht! Adieu! (er stürzt wie ein Verzweifelter fort.)

Collecteur. Schon wieder zehn falsche Thaler angebracht. Auf den Spieltisch ist Alles gut; es geht in einem hin.

(Ein Nachtwächter tritt herein.)

Nachtwächter. Mit Verlaub! ich brauchte nothwendig einen Thaler, um einige Trinkschulden zu bezahlen. Ich will dafür meinen Mantel zum Versatz geben, den ich vier Wochen lang entbehren kann, weil Nachbar Michel mir seinen alten leihen will. Bei unserer Profession gibt es viel Durst, die Frau ist mit den Schnapskreuzern so karg, nnd in einem Monat erst das Quartal fällig, wo ich ihr schon einen Thaler unterschlageu kann. Was gebe ich Ihnen Zins?

Collecteur (indem er den Mantel nimmt). Wieder

einen Thaler, mein Freund. Das Geld ist rar, und die Zinsen wollen verdient seyn.

Nachtwächter (kratzt sich hinter den Ohren). Eine harte Nuß; aber, was will ich machen? her mit dem Geld.

Collecteur. Hier ist ein Thaler. Da ich aber immer die Zinsen voraus abziehe, so streiche ich ihn als Zins wieder ein. Ich verwahre den Mantel, und, wenn Er mir nach vier Wochen einen Thaler zurückzahlt, steht der Rock wieder zu seinen Diensten.

Nachtwächter (verdutzt). Ja, wie ist mir denn? da müßte ich ja ohne Geld fortgehen, und hätte den Mantel versetzt, und wäre noch einen Thaler darauf schuldig?

Collecteur. Frage er beim nächsten Advokaten an, und Er wird sehen, daß Alles richtig zugegangen ist.

(Es fällt ein Schuß auf der Straße. Geschrei von vielen Menschen. Man ruft: „Feuer! Mord! die Wache!")

Tochter (die an's Fenster springt). Ach mein Jesus! Was gibt's da unten? viele Menschen, viele Lichter — es liegt einer ermordet am Boden!

Nachtwächter. Potz Blitz! Da ruft der Dienst! Auf ein andermal! (rennt hinaus).

Collecteur (zitternd). Es wird doch nicht etwa ein Einbruch? —

Tochter (die indessen zum Fenster hinaus sich bei dem Nachbar befragt hat). Nicht doch! ich bebe an allen Gliedern! Der Herr Willibald hat sich just unter der Thüre des Caffeehauses erschossen, weil er Alles im Spiel verloren hat.

Collecteur. Alle guten Geister! So braucht er keinen Schein mehr für seinen Versatz, und ich bin um meine vierzig ächten Thaler.

Tochter. Papa, das ist ein wahres Blutgeld, das

Sie aus den Effekten des Selbstmörders lösen werden. Das kann nimmermehr gedeihen.

Collecteur (ängstlich). Du bist eine Gans; was kann ich dafür? ich will indessen ein paar Gulden an die liebe Armuth vertheilen, damit nur Dein Gewissen ruhig werde.

Tochter. Lassen Sie uns lieber der alten Soldatenwittwe das Geld zustellen, das nur für sie gebracht worden ist, und das ihr doch so eigentlich gehört.

Collecteur. Eine starke Zumuthung; aber, da es auf ein gutes Werk ankömmt, so will ich mich davon losreißen. Trage es hinauf! laß mich aber nicht lange allein. So ein verteufelter Komödiant, der in seinem Leben so oft auf dem Theater umgebracht worden, und dennoch immer davon gekommen ist, wäre im Stande, auch noch als Gespenst einem ehrlichen Manne ein Blendwerk vorzumachen. (Die Tochter geht ängstlich hinaus, während der Vater mit zitternder Stimme ein frommes Abendlied singt, und sorgsam Schreibtisch und Cassa verschließt.)

V.

(Eine von allen Nothwendigkeiten entblößte Dachstube, in einem Winkel ein elendes Strohlager. Die Wittwe sitzt an dem Fensterchen und spinnt beim Mondenlicht. Neben ihr auf einem Schemel sitzt die Tochter, und kaut an einem Stückchen Brod. Der Ofen ist gerade nur nothdürftig erwärmt.)

Mutter. Wie viel Uhr schlägt's jetzt von allen Thürmen?

Tochter. Neun Uhr, liebe Mutter. Ich habe keine Viertelstunde gebraucht, um aus der Vorstadt, vom Hause des Strohhutfabrikanten bis hieher zu laufen.

Mutter. Du bist ein braves, liebes Kind; fleißig und gut und treu. Bleibe nur so brav. Du wirst mit jedem Tage größer; die Versuchung kommt mit den Jahren; wer weiß, ob Du heute über's Jahr noch so gerne Deinen kleinen Verdienst der alten Mutter nach Hause bringst, wie Du es so eben gethan.

Tochter. Immer, immer, liebe Mutter. Freilich habe ich mich heute ganz besonders gefreut. Ich habe viel laufen müssen, und der Herr hat mir dafür vier Groschen gegeben statt dreien; ich dachte, welche Freude ich Dir machen würde! Da bist Du aber auf einmal eine reiche Frau geworden, und hast neunzehn Gulden bekommen, und wirst meine vier Groschen nicht mehr hoch achten.

Mutter (umarmt sie weinend). Du herzliebe Tochter! hätte ich nur recht viel Geld, um Dich reich zu machen, und einst mit einem braven Manne zu bedenken.

Tochter. Bekommen denn nur die reichen Mädchen brave Männer? — aber zeige mir doch das viele Geld. Ich habe gewiß noch nie so viel beisammen gesehen.

Mutter. Morgen, mein Kind. Ich habe das Geld versteckt, weil die Nacht keines Menschen Freund ist. Wir wollen uns jetzt schlafen legen, ob ich schon nicht gut ruhen werde. Du bist aber müde, Katharina. Der Mond versteckt sich und ich sehe nichts mehr bei meiner Spinnerei.

Tochter. In Gottesnamen denn. Zuerst aber das Abendgebet: „Du mein Schutzgeist, Gottes Engel, —“ was ist das für ein Lärm? klingt das nicht wie Musik?

Mutter. Freilich; eine angenehmere Musik, als wie sich vor einer Stunde der Komödiant erschoß. Mädel! daß Du mir ja nicht einmal unter das Theatervolk gehst; ich würde mich im Grab umwenden, und Dein Vater nicht minder, obschon er nicht im Grab liegt, sondern in der Berezina.

Tochter. Ach! welch ein Fackelglanz! und die Janitscharenmusik! und der Peitschenknall der schmucken Vorreiter! die prächtige Schlittage kommt in die Stadt zurück! o wie herrlich! die Schellen, die Federbüsche, die sprühenden Pechfackeln, sieh nur, wie unser ganzes Stübchen davon vergoldet ist; an der Decke dreht sich der helle Schein mit Reitern und Schlitten, wie im Freischütz die wilde Jagd! ich möchte eine Fürstin seyn, und alle Tage Schlitten fahren, und immer lustig und in Freuden leben.

Mutter. Wäre Dein Vater am Leben geblieben, so hätte wohl etwas aus uns werden können. Er hat es selbst oft gesagt: wenn ich nur einmal Wachtmeister bin, hat er gesagt, so will ich auch schon Major werden. Wie aber der arme Mann Wachtmeister geworden war, so hat ihn der liebe Gott alsbald zu seiner himmlischen Garde berufen.

Tochter. Jetzt ist's wieder Nacht auf der Straße. Weiter also im Gebet: „Du mein Schutzgeist Gottes Engel, weiche nicht von mir —"

Mutter. Horch! was gibt's denn da unten?

Tochter. Der Collecteur gibt seiner Tochter Schläge; die boshafte Sabine verdient es.

Mutter. Friede und Eintracht ist die erste Gottesgabe. Der Zorn schlägt seinen eigenen Herrn. Setze aber Dein Abendgebet fort. Die Asche im Ofen verglimmt, und es ist Schlafenszeit.

Tochter (ängstlich). Hörst Du nicht, wie es am Fensterchen raschelt?

Mutter (auffahrend). Um Gotteswillen! Du hast recht. Komm her zu mir; wir wollen uns in diesen Winkel verkriechen. Es will jemand bei uns einsteigen.

(Mutter und Tochter halten sich zitternd an einander fest. Eine Scheibe des Fensterchens wird ausgehoben, der Flügel geöffnet, und ein Dieb steigt herein.)

Mutter (mit leiser zitternder Stimme.) Wer da? lieber Freund, wer da?

Dieb. Ein Mensch, der seit zwei Tagen nichts gegessen hat, und versuchen will, ob er hier Geld oder Waare findet.

Mutter. Da kömmt er an die Unrechten. Wie will Er bei Nacht hier etwas finden, wo wir bei Tage nichts zu finden vermögen?

Dieb. Du meine Güte! Kenne ich denn diese Stimme nicht? ist das nicht meines seligen Wachtmeisters Wittwe?

Tochter. Mutter! das ist der rothe Jobst!

Dieb. So heiß ich, und ich will des Teufels seyn, wenn ich Euch nur einen Strohhalm entwende. Der Wachtmeister hat mir einmal vierzehn Tage Prison geschenkt, und ich will lieber den Collecteur im vierten Stock bestehlen, als euch nur ein Schwefelholz nehmen.

Mutter. Das wird Er wohl bleiben lassen. Schämt Er sich der Sünde nicht? wenn nun mein Seliger herein träte, und Ihn fragte: wo will er hin Bursche? was würde er antworten?

Dieb (verdutzt, und schon wieder ein Bein zum Fenster hinausziehend). Nun, nun, Frau Wachtmeisterin — es muß doch jeder Mensch leben.

Mutter. Leben, aber nicht stehlen. Da hat Er ein paar Groschen, die ich ihm von meiner Armuth mittheile. Hunger thut freilich weh, aber so wie man gegessen hat, muß einem das Stehlen vergehen. Nehm Er und mach Er links um!

(Der Dieb zaudert unschlüssig; von der Straße tönt aber ein Chor aus Webers Oberon, womit die vom Schmause heimkehrenden Schauspieler und Sänger die triumphirende prima donna nach Hause begleiten. Freudiger Jubel vor der Hausthüre, heftiges Klopfen und Schellen, — der Dieb entspringt über die benachbarten Dächer.)

Mutter. Davon wäre der Taugenichts, und wird nicht wieder kommen. Wie mir das Herz vor Angst pocht! Betrachte aber, meine Tochter, wie gut es ist, wenn man einen vornehmen und braven Mann gehabt, und Geld in der Tasche hat. Der Jobst hatte gewaltigen Respect vor meinem Alten und ich konnte dem Burschen ein paar Groschen hinwerfen, die ihn vielleicht auf ewig vom Diebstahl retten. Das liebe Geld! demungeachtet muß es mir morgen aus dem Hause und in die Sparkasse. Ich hätte keine ruhige Stunde in der Nacht, und hütete am Tage, statt zu arbeiten, meinen Schatz. Was doch die reichen Leute für Sorgen haben müssen! und dennoch stirbt keiner daran. Du aber, mein Kind, magst endlich Dein Abendgebet beschließen.

Encyclopädischer Erdspiegel.

I. Deutsche Zeitschriften.

(Erster Artikel.)

Da die Bilder dieses Erdspiegels bestimmt sind, in deutschen Ephemeren zu erscheinen, so mag man mir vor allem ein freies Wort über diese letzteren erlauben. Von deutschen politischen Zeitungen rede ich nicht, denn sie sind nicht frei, und verdienen kein freies Wort. Die schöngeistigen Tagblätter sind es, worüber ich einige Bemerkungen aussprechen will. Man nennt sie Zeitschriften, obschon sie mit der Zeit nichts gemein haben, als den Mangel an Ewigkeit. Sie gehen nicht einmal mit der Zeit, sondern schleppen sich ihr bedauerlich hinkend nach. Es ist ein merkwürdiges Ding um ein deutsches Journal. Man dürfte die Journalistik überhaupt die leichtsinnige Literatur nennen, weil sie im Grunde doch bestimmt ist, von Tag zu Tag zu hüpfen, und indem sie die Neuigkeiten des Heute bringt, schon die Spenden des Gestern zu vergessen. Da sind wir Deutsche aber auf dem Fleck, um diesem Unheil kräftig zu wehren; da stehen wir auf mit unserm lüsternen Trieb nach fortdauernden Systemen; da bauen wir unsern lächerlichen Ameisenhaufen, in der Meinung, des Cheops Pyramide

zu errichten; da schlingen wir durch unsere Journaltage einen literärischen Bandwurm, damit sie zusammen halten und ein Ganzes bilden: denn wir wollen beständig ein Ganzes, nur nicht da, wo es Noth thäte. — Da wir viel zu schwachbeinig sind, um Tag für Tag etwas Pikantes zu liefern, so legen wir unsere Leser auf eine langwierige Folter, und wenn wir ihnen ein Glied ausgerenkt haben, so gehen wir flugs an das andere, damit der Patient nicht Zeit zur Besinnung gewinne. Wie fabrizirt man nämlich ein deutsches belletristisches Journal? Siehe, wie folgt: Der halbe Bogen in Großquartformat liegt vor uns, und es fehlt uns nichts mehr, als daß man ihn Tag für Tag beschreibe. Wie macht man das? Siehe, das macht sich also: die erste halbe Seite verwendet man großmüthig auf den Titel, der aus mancherlei Zeilen und Schrift zu bestehen hat, und dem häufig ein Motto beigefügt wird, damit er sich grandioser ausnehme. Die erste halbe Seite ist also schon für ewige Zeiten berichtigt, und der deutsche Leser schon dergestalt daran gewöhnt, daß er sie stets mit neuem Vergnügen liest, und gar nicht ahnt, wie der Raum anders benutzt werden könnte. — Nun folgt gemeiniglich Gedicht oder Erzählung. Das erste in der Regel matt, gleichgültig, eine lyrische kränkelnde Knospe; sie hat jedoch den Vortheil, daß Anfang und Ende in einer Nummer zu finden sind. Ein anderes ist mit den sogenannten Novellen. Diese sind der eigentliche Bandwurm, dessen Glieder sich rastlos erneuen, und dessen Kopf, wenn er nach langem Leiden zum Vorschein kömmt, schon wieder den Schweif eines andern Wurms mit sich zum Lichte bringt. Oder, klingt dieses Gleichniß zu rauh, so denke man sich lieber eine Mixtur, die in homöopathischen Dosen von dem geneigten Leser verschluckt wird. Vergebens sträubt sich der gute Erzähler: seine Novelle wird zerrissen und verfehlt die Wirkung;

umsonst wehrt sich der schlechte Erzähler (es gibt ihrer Hunderte gegen einen guten): sein Machwerk wird durch die Zerstückelung noch langweiliger gemacht. Das Publikum thue endlich, was es will, es muß schlucken, ob ihm auch die Augen übergehen; muß täglich zu einer bestimmten Stunde sich enthusiasmiren, oder gähnen, und Tantalusqualen viele Wochen lang ausstehen, ehe es auf den Boden des Arzneibechers sieht, den ihm der unerbittliche Redakteur hohnlächelnd reicht. Wahrlich: nur Deutsche lassen ihre Geduld so hart prüfen. Die Allergeduldigsten aller Leser sind diejenigen, die sich überwinden können, monatelang zuzuwarten, bis das Werk vollendet vor ihren Augen liegt, um es alsdann zu genießen und zu verdauen. Was in aller Welt bleibt aber diesen Unglücklichen in dem Journale, welches sie sich halten, zur täglichen Verspeisung übrig? Das wässerige Gedicht? die zusammengestohlenen Anekdoten? die gemeinhin überflüssigen Aphorismen? die Auszüge aus längst vergessenen Historienbüchern oder Reisebeschreibungen? die schlecht übersetzten Gaben ausländischer Journale (die obendrein unter sich wieder eine Sammlung von vielgliederigen Würmern bilden) und wie alle die Lückenbüßer heißen, deren man sich bedient, um die hohle Nuß mit Ballast zu versehen? — Es ist ja ein wahrer Festtag für Journalleser, wenn nur hin und wieder ein Gedicht auf den Landesvater oder die Landesmutter oder die Landessöhne sein Gemüth ergötzt, oder ein lateinisches Poem auf Communalgarden u. dgl. nebst der gegenüberstehenden Uebersetzung; oder wenn sich ein Paar literarische Handwerker vor seinen Augen raufen, balgen und ohrfeigen. Man verabscheut zwar die Prügeleien der Gassenjungen, den Rausch des Trunkenbolds, aber man lacht dennoch über beide, weil sie komisch sind, und die Leute sich sogar etwas darauf einbilden, wenn sie sich zur Belustigung Anderer

verächtlich machen. — Aus diesen schlechten Elementen besteht das Centrum eines Journals; mit dem Nachtrab sieht es nicht minder schlimm aus. Da muß alles herhalten, um die Columnen zu füllen: Literatur (Lobhudelei mittelmäßiger, Begeiferung geachteter Schriftsteller), Kunst (tolle Urtheile von Unberufenen, langweilige und parteiische von Sachkennern), Notizen (kümmerlich züsammengerafft aus andern Blättern, die ihrerseits auch geerndtet haben, wo sie nicht säeten), Räthselspiele (meistens als wie für Kinder geschrieben, von Turandots à 2 kr. pr. Zeile) und endlich, schließlich, letztlich, zu bösem Anfang ein böses Ende, die unabsehbaren Legionen von ächten und falschen Correspondenzberichten. Diese sind das Schrecklichste der Schrecken, der chronische immer neu sich erzeugende Aussatz der Zeitschriften. Klatschereien, lange Brühen an dürren Bissen, um das schlechte Honorar ein bischen zu steigern, lederne Spässe, Henkergeschichten, Verlagsgeschichten, Wettergeschichten, Fest-, Parade-, Kunstausstellung-, Jahrmarkts- und Familiengeschichten. Ueber dieses alles hinaus die unausstehlichste Salbaderei über Concerte und Comödien. Das Letztere hat indessen seine triftigen Gründe. Oeffentliches Leben existirt in Deutschland nicht; in höhere Zirkel der Gesellschaft kömmt der Correspondent nicht; die Kunst im höhern Sinne versteht er nicht; zu kurz kommen (im Gelde) will er nicht; darum schreibt er vom Theater, und nur vom Theater, weil ein Jeder so ziemlich darüber schreiben kann nnd rechtfertigt sich auf jeden Vorwurf deßhalb mit der allerdings richtigen Phrase: „Was geht denn in deutschen Städten vor, was des Berichtens würdig wäre?"

Und so ein Ding, eine Spottgeburt aus Schlecht und Mittelmäßig, so eine Plunder- und Trödelkammer, so ein verkörpertes Charivari, solch eine Harlequinsjacke aus Flecken von allen Farben, zerrissen, zertrennt, Fadheiten in

interessanter Abwechslung mit Grobheiten, spanische Fliegen, wechselnd mit Opiaten — das nennt man eine deutsche Zeitschrift, ein deutsches Tagsblatt, das in der Regel sechsmal in der Woche auftritt, und am Sonntag die Hände in den Schoos legt, in der Meinung, es habe Alles wohl gemacht. — Und dennoch entstehen jährlich neue Mißgeburten dieses Schlags? — freilich; denn es gibt der Leute viel, die nichts anders zu treiben wissen, als die Redaktion eines solchen Blattes. Alle wollen leben. — Warum liest das Publikum all' diesen Jammer? — in der Hoffnung, endlich etwas Besseres zu finden, oder aus Gewohnheit. Die alten Journale danken ihr Bestehen nur der langjährigen Gewohnheit. Wie es Leute gibt, die sich alltäglich an ihrem gewohnten Spieltisch ennuyiren, so ennuyiren sich auch viele bei ihren vom Vater auf den Sohn vererbten Zeitschriften, lesen mit der größten Andacht die Lesefrüchte im Morgenblatt, die sogenannten Correspondenzen, welche die Abendzeitung wörtlich aus der Revue de Paris abschreibt, wie die allgemeine Modenzeitung das Journal des Dames in ihren Briefen (!) aus Paris abschreibt, u. s. w. Die neuern Journale schimpfen zwar auf die ältern, die zur Zeit ihrer Blüthe schon recht für ihr Publikum waren, machen es aber im Grunde nicht besser, weil sie das Leben, ihre Zeit und deren Bedürfnisse gänzlich mißkennen. Darum stürzen sie auch in's Grab, wie junge Leute, deren Daseyn in dumpfer Stubenluft verkümmert, während die Alten im langgepflogenen Schlendrian noch rüstig und munter dastehen. — Mir lag es nur ob, ein Bild dieser Literaturauswüchse zu entwerfen; die Art und Weise, ihre Tendenz zu bessern, geht mich nichts an. Man möge mir jedoch glauben, daß ich alle und alle gemeint habe, und gar nicht willens bin, das Blatt, worinnen dieser Aufsatz erscheint, von dem allgemeinen Anathem auszunehmen.

(Zweiter Artikel.)

Es ist nicht uninteressant, die Grundursachen zu beleuchten, welche das deutsche Journalwesen in allen Theilen so ungenießbar, so fad, mit einem Worte so schlecht machen. Dahin gehört im ersten Rang die Eitelkeit oder Habsucht mancher Verleger, die um jeden Preis ein Journal zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen erschaffen und herausgeben wollen. Den Anstoß hiezu pflegt immer das Bedürfniß, ein Organ zu haben, womit man sich brodneidischer Collegen erwehren mag, zu veranlassen. Dieses Bedürfniß ist nicht Illusion. Wenn man bedenkt, daß jeder halbweg bedeutende Buchhändler in Deutschland irgend ein Journal als Eigenthum und zu seiner Disposition besitzt, um auf die Verlagswerke seiner Mitbrüder zu schimpfen, und die seinigen herauszustreichen, so wird man die Nothwehr nicht unbillig erachten. Manche dieser Herren haben sogar Colonien von Zeitschriften angelegt, je nachdem ihr Verlag mehr oder weniger Fächer der Literatur umfaßt. Diese Leute umklammern mit mächtigen Zangen das All der Literatur, und zerquetschen unerbittlich die auf fremdem Boden wachsenden Sprößlinge, während sie die eigenen Wasserköpfe so säuberlich als möglich in die Welt spediren. Irgend ein Mann von literarischem Ruf, oder mindestens von literarischen Ansprüchen, wird als Vollstrecker in Sold und Pflicht genommen, und muß nach den Befehlen des Patrons schmähen oder loben, zerreißen oder ganz machen; wenn nicht etwa der Buchhändler selbst das Redaktionsgeschäft übernimmt, was sodann, wie sich's von selbst versteht, sehr pfiffig und umsichtig betrieben wird.

Da nun bei solchen Journalen der unterhaltende Theil der mindere ist, so wird da mit Kraut und Rüben umhergestreut, jeder Aufsatz nach der Elle ausgemessen, oder nach dem Pfund gewogen, und damit der Wanst des löschpapiernen

Unthieres gestopft. Wenn nur das geduldige Publikum bezahlt, der Zweck erreicht wird, wozu noch eigens besoldete Recensenten, geheime Todtschläger an andern Journalen, getreulich mithelfen, — dann ist alles gut.

Eine zweite Ursache der Miserabilität unserer Journale ist der Geiz mancher Verleger, die Unredlichkeit mancher Redaktoren. Es muß dem Mann von Kopf die Haut schaudern, wenn er, in das Labyrinth eines solchen Tagblattjammers verstrickt, wahrnimmt, daß man seine Aufsätze spaltenweise mit einer Art von Schustermaaß ausmißt, seine Verse Zeile für Zeile abzählt, und ihm dafür die Taxe bezahlt, wie sie jeder Handlanger und schaafleder-ziehender Schmierer erhält. Oder, ein junges drangvolles Genie sendet ein Paar Produkte ein, und wartet schmerzlich auf die Aufnahme derselben in das geschätzte (das ist der Kunst- und Handwerksausdruck) Blatt, wohin er sich gewandt. Er mag aber lange nnd immer vergebens warten. Wäre seine Arbeit sehr vortrefflich (ein recht seltener Fall im deutschen Journalwesen), so käme er noch am besten davon. Das Gute wird in der Regel bald von den Redaktionen abgewiesen, und folgt, wenn anders die Verlagshandlung prompt ist, mit der nächsten Messesendung zurück. Mit dem Mittelmäßigen geht es schon weit schlimmer. Es wird natürlich gleich acceptirt, aber nur Derjenige, welcher gratis spendet, oder der Wenigstnehmende, hat den Vorzug. Die Uebrigen können warten, bis einmal ein guter Engel die Gründlinge im Redaktionspulte aufrührt, und nach Verlauf von ein Paar Jahren Gott danken, wenn ihr Opus nur gedruckt wurde. Oder, es ist die Redaktion geneigt, den Schulmeister gegen die großen literarischen Kinder zu spielen, und streicht, trotz der vernünftigsten Censur, das Beste hinweg, weil es nicht in ihren Kram taugt, ändert den Sinn des Ganzen, und gibt dem trost-

losen Vater oder der verzweifelten Mutter nur die blasse verstümmelte Leiche ihres Kindes auf dem Anrichtetisch der Publicität wieder, und legt nur ein Paar karge oder schmutzige Obolen auf das Grab des zermarteten Sprößlings, wenn sie nicht vorzieht, gar nichts zu geben. Das umsonst Gelieferte wird dagegen in Ehren gehalten, und Verleger und Herausgeber machen sich einen guten Tag, während sie ihrem Publikum schlechte Monate bereiten.

Eine dritte Ursache alles Journalübels ist die elende Kritik, die in Deutschland, wie nirgends zu Hause ist. Sie allein hat den größten Theil an dem schlechten Geschmack unserer Zeit, wozu denn noch die Elendigkeit der Zeit selbst kömmt.

Da die deutsche Literatur überhaupt keine bestimmte Farbe und Richtung hat, so darf man dieses auch von der Kritik nicht fordern. Wir Deutsche wissen in unserm Hause und Vaterlande nicht, was wir wollen; wie könnten wir es in literarischer Beziehung wissen? Die Gerontokratie auf den obersten Richterstühlen der Kritik hat ihre Zeit nicht vergessen, und von der unsern nichts gelernt. Die Perücken schwatzen wie wahnsinnig von Lessing, von Göthe, von Tieck u. s. w. Diese ehrenwerthen Herren sind aber alle in einer Zeit jung geworden, wo es in der Welt anders aussah, als jetzt. Ihre Ansichten von Dichtkunst und Kritik sind ganz andere, als man sie jetzt braucht. So wie Lessing heutzutage andere Schauspiele schreiben würde, als er zu seiner Zeit that, so würde auch Göthe, wäre er unparteiisch und unbestochen, jetzt anders urtheilen, als ihm vor vierzig oder fünfzig Jahren passirte, und Tieck hat bereits durch seine dramaturgischen Manövers bewiesen, daß er die Anforderungen unserer heutigen Welt nicht begreift. Aber die alten Anhänger dieser alten Herren schreiben jetzt ihre Recensionen in's Blaue hinein, wie sie ihre Pfeifen stopfen,

und ihren Thee trinken. Ihnen verdankt man jene breiten, langweiligen, pedantischen, unausstehlich absprechenden Urtheile, die sich in den Sorgenstuhl der Literaturzeitungen und Jahrbücher bequem niederlassen, die Beine vornehm vor sich hinausstrecken, und ein diplomatisches Gesicht machen, als wollten sie der ganzen Welt zu verstehen geben, daß das Wohl der ganzen Welt nur lediglich von ihnen abhänge. Mag ein solches Benehmen noch allenfalls im Kreise der ersten Wissenschaften einen Bocksbeutelzauber über die Eingeweihten und Laien ausüben; im Fach der schönen Literatur ist es ekelhaft und widerwärtig. Ich will nicht von der cynischen Bosheit, von der niederträchtigen Schmähsucht, von der feilen Achselträgerei gewisser Perücken reden; schlechte Menschen gibt es in jeder Republik, folglich auch in der literarischen. Aber der Deutsche ist ein gebornes Gewohnheitsthier; seine Erziehung macht ihn zum Pedanten; Alles, was er angreift, stempelt er in seliger Ueberzeugung mit dem pedantischen Blei. Das ist ja eben das Unglück, daß eigensinnige alte Leute sich in der Regel allein auf dem rechten Wege glauben, während sie halb kindisch am Rande des Abgrunds taumeln. Und dieser Abgrund ist wirklich jetzt vorhanden, und öffnet sich bereits. Nicht unsere verzwickte Schulbildung, wie auch nicht der burschikose Taumel zügelloser Freiheit, werden ihn aufreißen; der Schlüssel unserer ernsten Gegenwart wird es thun. Man stütze ein baufälliges Haus, so lange man wolle; es gehorcht doch am Ende dem Gesetz der Schwere. Die deutsche Literatur sammt ihrer Kritik muß zu Boden fallen, und sich gänzlich im Laufe der nächsten Jahre umgießen. Die Meinung des Gesammtpublikums, die Stimme des Volks wird auch hier gelten müssen, und die Schnürbrust- und Kamaschen-Dienerei der Vergangenheit auf immer beseitigen. Die Kritik muß ihrem Gegenstande

ebenbürtig seyn. Nur Kraft kann von Kraft zeugen, wie nur der für das Schöne Empfängliche das Schöne beurtheilen kann. Was sollen uns Leute, die täglich aus dem Schulstaube hervortauchen, um Schöpfungen, die gar nicht vor ihrem Forum gehören, unter die Scheere zu nehmen? was sollen uns Menschen, abgelebt, unfähig, böswillig und habsüchtig, neidisch auf Ruhm, weil sie keinen mehr zu erringen vermögen, versteinert in ihrem Hochmuth, der lang ihr Talent überlebte? was sollen uns literarische Büttel, die uns mit ihren Geißeln die liebe alte Zeit einbläuen wollen, um das zeitgemäße Talent in die Regeln von anno 60 einzuzwängen? die sich auf ihre Zehen stellen, und mit unverschämter Arroganz dem Volke, das sie nicht rief, zurufen: „Euch gefällt dies und das? Eure Meinung heißt nichts, wenn wir behaupten, dies und das sey schlecht!" die, wenn sie lahm und schwächlich geworden, es noch wagen, eigene Produkte aus verschimmelten Lappen zusammen zu heften, und sie dem Volke darzubieten, mit der Würde, womit der Dalai-Lama dem Günstling seine Excremente präsentirt? Diese Bleigewichte müssen alle Kraft und jeden Geist niederhalten, wenn sich Geist und Kraft nicht mit Gewalt befreit. Die Journale sind's, worinnen das einschläfernde Gift über den deutschen Verstand ausgeträufelt, wo das Unkraut gehegt, und der gute Same erstickt wird; wo der unselige Dämon der Halbheit und der prüden Convenienz von der Schlauheit der Obscuranten mit in's Spiel gezogen wird, der alsdann die Ersten im Volke zu bethören hat; wo ein schändlicher Cliquengeist mit Gevatterbriefen an Untüchtige, mit Fehde- und Brandbriefen an Tüchtige herumwirft; wo sogar junge Leute, ihrer Würde als Repräsentanten unserer Zeit uneingedenk, die Steigbügelhalter jener greisen Satrapen abgeben, und je nachdem sie einer Schule angehören, den Meister derselben ausposaunen, und

alles würgen, was nicht zu den Geweihten gehört. Zum Glück mordet aber die Feder nicht, und eine That wiegt schwerer als die Wörter auf einem Centner Maculatur. Wie in andern Sphären des Lebens, wird auch in dieser Sphäre das Licht strahlend ausbrechen; wie auf einen Zauberschlag wird sich Alles neu gestalten, und die Verkündiger der neuen Zeit werden als Propheten gelten, wo man sie Aberwitzige schalt. Der Ernst des Lebens wird den praktischen Sinn hervorrufen, einen ernsteren gehaltreicheren Ton in Welt und Geschmack einführen, jede Prüderie, Frömmelei, Empfindelei, Gemüthelei, verbannen, die schlappe Moral, die erbärmliche Philosophie der jetzigen Gesellschaft sammt ihrer Ausgeburt, dem fein lüderlichen Scherz, den man, toll genug, an gewissen literarischen Produkten unserer Tage Humor und Ironie nennt, mit Blitzesgewalt in den Pfuhl schleudern, wo dergleichen hingehört. Der Spaß wird wieder Spaß, der Witz wird ächt, der Verstand natürlich, die Empfindung wahr seyn. Die Literatur wird fühlen, daß ihr die schöne Bestimmung zustehe, den öffentlichen allgemeinen Sinn zu fördern, statt ihm Fesseln anzulegen, und Arm in Arm mit dem Leben gehen. Sie wird nicht mehr eigene Reiche und Schlösser in die Luft bauen, sondern ein Vaterland gewinnen, die Arbeiter im Weinberge Apollo's, die sich selbst überlebten, quiesciren, und somit erlauben, daß auch die jüngere Generation leben dürfe, wie sie gerade will; das mindeste, was man auf dieser Erde zu thun berechtigt ist.

Wenn diese Voraussagung sich realisirt (und sie wird es binnen einem Jahrzehend), so thut sich leicht von selbst dar, daß auch die Zeitschriften Deutschlands seltener und anders werden müssen. Anders, weil sie alsdann zu nützen und nicht zu schaden haben; seltener, weil Verstand dazu gehören wird, um sie zu schaffen und zu leiten. Je

früher dieser Zeitpunkt hereinbricht, um so besser für das Vaterland. Die bildende Kunst wagt es schon, ihren eigenen Weg zu gehen, Dank sey es einem kunstliebenden Monarchen und den Vereinen, die hie und da, obschon noch unvollkommen, zur Förderung artistischer Zwecke beitragen. Sie blüht zum Leben auf, trotz dem seichten Gewäsche der Kunstblätter und artistischen Notizen; ein gleiches Loos wird der Literatur nicht entstehen. Der Himmel füge es bald zu einem glücklichen Ende.

II. Lügen und Fracks.

Ein Frack ist ein so possierlich Ding, daß unsere Nachkommen ihm in ihrer Curiositätenkammer eine ausgezeichnete Stelle auf ewige Zeiten anweisen dürften. Aber ein Frack ist noch weit mehr, als ein possierlich Ding: er ist eine Lüge, weil er von vorn ein Camisol, von hinten einen Rock heuchelt. Er ist ein Vater aller Lügen, denn den Fracks verdanken wir größtentheils alle die Unwahrheiten, die in der Gesellschaft gesagt werden, und die Erlaubniß, nach Herzenslust zu lügen. Der Frack ist ferner das rechte Sinnbild unserer Zeit, die nicht Fisch noch Vogel ist, und worinnen das Talent zu lügen eines der ersten gesellschaftlichen Talente geworden.

Um die Universalität ist es eine schöne Sache, und, davon überzeugt, sind wir auch so herrlich universell geworden, daß wir uns wie neugierige Kinder wundern, wie der Neger noch nackt gehen, der chinesische Soldat eine Peitsche tragen, und der Japaner sich aus Devotion für seinen Regenten den Bauch aufschneiden mag. — Daneben aber sind wir auch klug genug, das Scheinen dem Seyn vorzuziehen, und aus Furcht, mißverstanden zu werden,

lieber Universalität zu lügen, als in der That zu besitzen. Darum haben wir nicht die Hindernisse selbst aufgehoben, die einer nützlichen Allgemeinheit entgegenstreben, nicht die Vorurtheile, nicht die Lasten, nicht die Autoritäten, nicht Gränzen und Schlagbäume, nicht Intoleranz, nicht Fesseln und nicht Verfolgung; nicht einmal unsere Unwissenheit. Wir haben das große Werk mit Vernichtung aller Kleiderordnungen begonnen. Der Frack, diese Erfindung eines englischen Liberalen, ist das Symbol unserer universellen Freiheit geworden, weil ja Universalität ohne eine gewisse Freiheit nicht existiren kann. Diese vorläufige Maßregel hat schnelle Früchte getragen, und sich geschwind wie die Pest verbreitet, wenn man anders von den Flügeln einer guten Sache, wie von den Flügeln der Pestilenz sprechen darf. Der Frack ist eine Oppositionsfahne geworden, und predigt eine ganz insgeheim vorgegangene Revolution. Der Fürst wie der niedrigste Handwerker trägt seinen Frack, und der Besitz eines solchen Quasi-Kleidungsstücks ist die eigentliche Taufe für das gesellschaftliche Leben jeder Klasse, und die eigentliche Erfüllung des philanthropischen Wunsches nach Gleichheit aller Stände. — Sieht nicht in der That der Diener seinem Herrn gleich, sobald er das Festkleid auf dem Rücken hat? sieht nicht darinnen der Jude aus wie der Christ, der Gläubiger wie der Schuldner, der Spitzbube wie der ehrliche Mann? — hier aber entwickelt sich sonderbar genug aus dem Prinzip der Freiheit dasjenige der Lüge. Es ist den Menschen nicht genug, daß ihr Frack stillschweigend für sie zeuge, sondern sie wollen auch noch laut von ihm reden, und sich, gestützt auf ihn, für den ausgeben, der sie nicht sind. Die gutmüthige und allzu leichtgläubige Frauenzimmerwelt ist an und für sich geeignet, die traurigsten Erfahrungen dieser Art zu machen, wie auch die häufigsten. Wie oft täuscht sie nicht ein Frack?

und wie gern glaubt sie nicht dem Frack, was sein Besitzer verspricht? Vor Zeiten ersah man noch aus dem sorgfältig geputzten Stahldegen und den seidenen Strümpfen den wohlanständigen, und aus dem seidenen Futter des Sammtrocks, wie aus den feinen Jabotkanten den vornehmen, aus der goldenen Dose und den zwei schweren Uhrketten den reichen Mann. All dieses ist vorbei. Den Degen führen wir nicht mehr, außer in der Kanzleiuniform, seidene Strümpfe tragen wir nur, wenn wir zufällig keine Stiefel anhaben, seidenes Rockfutter trägt 2 bis 3, Jabots sind ziemlich aus der Mode, und ebenfalls ein Gemeingut, goldene Dosen trägt nur noch der alte Herr, und ein leichtes Band ersetzt in neuester Zeit die schweren Uhrketten. Aber der Frack ist da mit allen seinen Täuschungen und all seinem Zauber. Ein wahres Maskeradenkleid; Räthe, Edelleute, Großhändler, Fabrikanten und Rentiers scheinen um eine holde Frauenblume zu werben, und mit Schrecken findet oft die Braut, ist der Frack ausgezogen, den Schreiber statt des Raths, den Kammerdiener statt des Herrn, den Commis statt des Prinzipals, und den Professionisten statt des Spekulanten. Die bessern Klassen der Gesellschaft, nämlich die vornehmern und reichern, haben alle Mittel versucht, um dieser Frackrevolution zu steuern; vergebens. Setzten sie besponnene Knöpfe auf ihren Rock, flugs ahmte ihnen der Plebs nach; griffen sie zu den Metallknöpfen, geschwinde funkelten alle Röcke wie ein Pferdezeug mit Buckeln. Man versuchte, durch die theuern englischen Knöpfe von der bizarresten Form eine Auszeichnung zu erlangen; es half aber nichts, weil leider die Industrie des Festlandes mit der englischen vorschritt, und dieselben Knöpfe wohlfeiler lieferte, wenn gleich nicht besser. Als nun die Ersten im Volke immer vergeblich versucht hatten, durch Aenderung des Kragens, der Patten, der Schöße und Aus-

schnitte, ein ausschließendes Privilegium zu gewinnen, so ergaben sie sich in ihr Schicksal, und sehen es sogar mit gleichgültigem Auge, wie die Geringeren sich nicht nur das Kleid, sondern auch dessen Manieren eigen machen. Zum Frack gehört der Tanz: alle Welt tanzt. Zum Frack gehören Theezirkel, alle Welt trinkt Thee. Zum Frack gehört Klatscherei: alle Welt klatscht. Zum Frack gehören geschmeidige höfliche Worte, weil die Schoßflügel desselben den wedelnden Fuchsschwanz repräsentiren, gehört ein zierlicher zimperlicher Anstand, weil die Jacke sonst nicht gut kleiden würde, gehört Schlankheit, weil die schmale Taille sie unumgänglich bedingt. Daher eine Masse von Unredlichkeiten und Lügen. Der Dickliche panzert sich, um dünn zu scheinen, in eine Schnürbrust; der Unbeholfene lernt im Schweiß seines Angesichts tanzen, um sich nur leidlich zu präsentiren; der Wortkarge studirt sich ein paar Bände des Conversationslexikons ein, um nur in einem fort wie eine Elster schwatzen zu können. Denn wir müssen die Kunst der Rede und des Plauderns von dem schönen Geschlechte lernen, oder ihm darinnen nach hinken, sobald wir uns in das unmännliche Kleidungsstück stecken. Daß es unmännlich ist, wird wohl Niemand bezweifeln. Ein Diener im Ueberrock macht sich schlecht, aber im Frack läßt sich sehr gut serviren; zu der Kurtka steht ein Strickstrumpf nicht gut, aber einen strickenden Frackmann kann man sich leicht denken. Auf der Parade glänzen die knappen Uniformen vortrefflich; wer sieht aber im Getümmel der Schlacht nicht lieber den Soldaten im Ueberrock oder Mantel? Die Würde eines Fürsten läßt sich nur im weiten Purpurkleide darstellen; die Gelehrsamkeit gehört in den Talar, die Aristokratie in ansehnliche Gewänder, und der Mann des Volks in knappe Röcke, die ihn aber allenthalben einhüllen. Was helfen jedoch alle diese Andeutungen? die Mode befiehlt hier, be-

fiehlt das Unnatürliche, die Lüge. Ein Beispiel für Viele. Wenn wir in einer schnellen Skizze das Tagsleben eines Mannes vom Mittelstande, etwa eines Beamten oder eines Gelehrten, oder eines Privatmannes, der sich auf eigene Faust beschäftigt, durchgehen, — was finden wir?

Er sitzt in seinem Museum, beschauend, lesend oder schreibend, im bequemen Schlafrock. Man meldet den Besuch einer Dame, die in Geschäften kömmt. Sehr verdrießlich springt er auf, fährt in seinen Frack, und kaum steckt er darinnen, so überfliegt seine Stirne ein heuchlerischer Schein von Freundlichkeit, er grinst seinem Besuch entgegen, versichert die alte Dame mit vieler Unverschämtheit, daß er entzückt ist, sich eines so reizenden Besuchs zu erfreuen, verspricht ihr alles Mögliche, schon mit dem Bewußtseyn, nichts zu halten, begleitet sie dann sehr höflich zur Thüre, wirft den Frack ab, und hat Alles vergessen, was er sagte. Eine Stunde darauf macht er seine Toilette. Er will eine Anstandsvisite machen, und nebenbei ein Fräulein besuchen, welches ihm mehr als gewöhnliche Zuneigung einzuflößen wußte. Nun wird aus der Garderobe der schönste Frack gewählt; sein Herr bemerkt aber, sich im Spiegel beschaueud, daß es nicht übel lassen würde, wenn er zu diesem prächtigen Luftseglerkleide noch ein bischen jünger wäre. Nur die Jugend sieht in diesem Rocke gut aus, weil sie sich in jedem Gewande gut ausnimmt. Demzufolge läßt sich unser Besucher mehrere graue Haare ausreißen, ein bischen Schminke auf die Wangen legen, reinigt Zähne und Mund mit dem wohlriechendsten Wasser, und bestellt im Vorübergehen bei seinem Schneider stark wattirte Unterkleider. Er kommt zu seinem Vorgesetzten, zu einem beförderten Universitätsfreund, mit dem er ehemals im Flaus alles und jedes klar und wahr verhandelt hat. Heute jedoch ist's anders. Er kömmt im Frack, der Freund empfängt

ihn eben so. Steife Gratulation von seiner Seite, und erlogen obendrein, weil er die Stelle entweder selbst gerne gehabt, oder einem andern gegönnt hätte. Steife Danksagungen von der Seite des Freundes, und nicht minder erlogen, weil der Freund an die Glückwünsche nicht glaubt. „Gott erhalte Sie recht lange auf diesem Posten!" sagte der Eine; „Gott schenke Ihnen lange die Jugend und Kraft, die Sie noch besitzen," sagt der Andere, und sie scheiden, sich gegenseitig auslachend. — Unser Beispielmann fliegt zu seiner Freundin. Er preist ihre Schönheit, ob sie gleich ziemlich übel aussieht, lobt ihren Canarienvogel, obschon er sich innerlich über das schreiende Thier mörderlich ärgert; er tritt vor den Spiegel, sieht wohlgefällig auf sein glattes Kleid, und spielt den unbesonnenen jungen Menschen. Er wird sogar etwas zudringlich, was ihm im Ueberrocke nie widerfuhr, er treibt die zarte Neigung der Freundin in die Enge, und erhält von ihr endlich das günstige Ja. Nun versucht er wie ein Zephir dem Zimmer zu entflattern, verrenkt sich die Hüfte in einer malerischen Tänzerwendung unter der Thüre, kommt nach Hause, und findet dort eine Einladung zur Tafel eines vornehmen Herrn. Diese Einladungen sind ihm zuwider; wie gerne hätte er sich, dem knappen Gewande entsprungen, im bequemen Rocke an seine Wirthstafel unter die lustigen Freunde gesetzt! hier ist aber keine Wahl, er muß sich fügen. Er wirft sich in den schwarzen Frack, und damit zugleich in jene süßliche Laune, die den Verdruß des Innern noch am besten bemäntelt. Er muß am Tische seines Gönners viele Dinge anhören, die ihn nicht überzeugen, und ihm nicht behagen. Mehr als einmal ist er auf dem Punkt, seine Meinung offen und deutlich, wie es einem Manne ziemt, auszusprechen; er besinnt sich aber zu rechter Zeit, daß er die conventionelle Zwangsjacke auf den Schultern, und daher, sogar der Wahrheit

zum Trotz, vor allem höflich zu seyn hat. Er beißt sich also in die Lippen, er gibt seine Ueberzeugung Preis, nnd verstrickt sich somit dergestalt in Lügen und Heuchelei, daß er bei Anfhebung der Tafel selbst nicht weiß, was er alles zugegeben und bewilligt. Auf der Straße begegnen ihm Bekannte; sie zerren ihn mit in's Theater. Ein neues Stück wird dort gerädert, oder besser, das Stück rädert das Publikum. Die Ueberröcke auf dem Parterre, und die Jacken auf der Gallerie sprechen dem Schauspiel das gerechte Urtheil, und pochen es aus. Unser Beispielmann thäte für sein Leben gern dasselbe, empört, wie er ist, über die schlechte Harlequinade. Aber er besinnt sich: er ist im Frack, und darf in seiner Loge nur bedauernd die Achseln zucken, und sich gegen seine Nachbardamen so zierlich als möglich beklagen, nicht sowohl über den ungeschlachten Komödienschreiber, als über das ungezogene Publikum. — Er ginge nach dem Spektakel gern nach Hause, aber ein heiliges Versprechen und Gelöbniß zwingt ihn in den Abendzirkel der schöngeistigen Hofräthin. Alles ist schon versammelt in dem Kreise, wo nur die Damen wie Blumen, die Männer aber wie schwarze Raben aussehen. Flüsternd geht das Gespräch von Mund zu Mund, denn sanft, wie der Schein der Decken-Lampen, muß auch die Rede seyn. Man liest vor, man trinkt Thee, man speiset Zuckerwerk, die Herren sitzen auf ihren schmalen Tabourets, und auf ihren peinlich emporgezogenen Knieen steht das Tellerchen mit dem Gebackenen und dem Spitzglase voll Wein, und sie müssen alle Equilibristenkünste versuchen, um die Speise zu genießen, ohne den Wein zu verschütten, oder den Wein zu trinken, ohne den Kuchen zu Boden zu werfen. Alle seufzen im Stillen über diesen bedauernswerthen Zustand, aber sie sind im Frack — und lächeln. Unserm Freunde wird ein Dichter präsentirt, den er nicht gar gut leiden

mag; er empfängt ihn aber wie einen seit Jahren erwarteten Bruder. Er erfährt durch eine klatschende Base, daß der Leumund seiner Zukünftigen nicht der beste sey; er fühlt sein Herz zerrissen, seinen Stolz beleidigt, aber er ist im Frack, in einer wohlgesitteten Gesellschaft — und lächelt. Die unreife Tochter der Hausfrau deklamirt ein Schiller'sches Gedicht, schlecht comme il faut, und alle Fracks ergießen sich in ein Säuseln der Theilnahme, oder in den lautesten Beifall. Man spielt ein langweiliges Pfänderspiel, und küßt beim Auslösen die Häßlichste so galant wie die Schönste; man wundert sich, daß die neben der Mutter sitzende Tochter nicht bereits älter sey, als die Mutter selbst; man lobt die abwesenden Hausfreunde mit dem gefälligsten Anstand, bedauert mit trauriger Miene und schweren Seufzern die Krankheit eines Abwesenden, den man so gut als gar nicht kennt; man fährt plötzlich aus ernsthafter Betrachtung auf, wenn man von einer Dame angeredet wird, und zwingt das Gesicht blitzschnell in die lächelndste Form; man hört nur mit der größten Zerstreuung auf seinen Nachbar, beantwortet ihm aber dennoch das nicht Verstandene mit schmunzelnder Lippenbewegung, billigendem Kopfnicken und geschmeidiger Verbeugung. Je nachdem das Gesicht des Sprechers sich verändert, changirt auch das des Zuhörers. Entrüstet sich jener, so zürnt auch dieser, verklärt sich jener, so ist auch dieser entzückt; macht jener ein dummes Gesicht, so wird auch dieser zum Schaf.

Und das Schönste bei der Sache ist, daß sie sich gegenseitig nicht glauben, daß einem jeden das Maskenspiel evident, und jedem doch gleichgültig ist. Man weiß, daß man einem Feinde gegenüber steht, und macht sich nichts daraus; daß man den Nachbar belästigt, und macht sich nichts daraus; daß die Sängerin falsch singt, und beklatscht sie doch; daß die Gesellschaft langweilig und unerträglich

ist, und man sakrificirt sich doch bis zum Ende, und lügt sich gegenseitig beim Nachhausegehen vor, wie alles so schön und vortrefflich gewesen. So matt schlagen die Herzen unter dem Frack, so schwächlich wird darin selbst die Bosheit, daß sie sich nicht getraut, eigentlich mit der Farbe herauszugehen; so zweilebig gestalten sich sogar die Bessern, wenn sie einmal einem solchen Zirkel angehören. Was soll dann erst von dem Schwachkopf, von dem obligaten Witzbold, von dem Schmarotzer und der schwachbeinigen Unbedeutenheit gesagt werden? — Der Freund, den wir bis jetzt begleiteten, zieht zu Hause die Nachtmütze über die Ohren, und schreibt in sein Tagebuch: „Diesen Tag habe ich verloren, vergeudet in Lüge, Doppelzüngigkeit und fader Miserabilität; und an allen Dingen ist nur der Frack Schuld!"

Nur der Frack? werden viele Leser fragen, die in obiger Skizze manchen Tag des eigenen Lebens hingezeichnet fanden. Als ob nicht auch in anderer Hülle dieselben Mängel, dieselbe Verschleifung, dieselbe Langeweile sich äußern könnte? — Für diese mag das Geständniß dienen, daß mit Obigem vielleicht der Frack nur als der Sack des Sprichworts gebraucht und etwas anderes damit gemeint wurde.

III. Cholera, Temperamente und Galläpfel.

Die Welt ist um und um die beste. Ihre Feindin ist nur allein die Civilisation. Welche Gräuel hat diese nicht über uns Sterbliche schon gebracht! Erstens Kenntnisse; zweitens Industrie; drittens Selbstgefühl und Kraft; viertens Freiheitsgefühl und Streben nach dem Besitz der Freiheit; dann die Idee, man sey befugt, selbst zu genießen, was man mit Mühe erringt; dann den Wunsch, nicht in seinem Gewissen belästigt zu seyn; dann den seltsamen Einfall, auch ungehindert sagen und drucken zu dürfen, was man denkt. Die üblen Folgen dieser Ideenverknüpfung sind am Tage. Unmuth, Verschwörungen, Empörungen, Völkerwanderungen, Schlachten, Bürgerkriege, Mord und Brand waren bis auf die heutige Stunde das Gefolge menschlicher Emancipation. Dagegen lehnt sich aber die Natur auf, und wie neulich ein scharfsinniger Berichterstatter behauptete, der in der allgemeinen Zeitung eine Verbreitungsgeschichte der Cholera lieferte: stets sind aus dergleichen Conflikten Seuchen und Pestilenzen hervorgegangen, die der ganzen Verwirrung für den Augenblick ein Ende machten, wie einst Alexander dem gordischen Knoten. Da gibt es freilich

Leute, naseweise Schnüffler, die da fragen, warum denn nach der fluchwürdigen Revolution von 1789 und 1792 keine Epidemie das liederliche französische Volk aufgefressen? Hierauf kann man aber füglich erwiedern, daß, wenn die Pest ausblieb, — denn das Ruhrfieber in der Champagne ist da nicht zu erwähnen, — man dieses Ausbleiben für eine besondere Gunst des Schicksals halten, und zugleich bekennen müsse, daß sie eben so gut hätte eintreten können. — Dafür ist es heut zu Tage um so schärfer gemeint. Aus Indien her wälzt sich die gierige Schlange Cholera nach Europa herauf, um einerseits schwach zu vergelten, was Europa an ihrem Vaterlande gethan, und andererseits den ruhigen und unruhigen Köpfen unseres alten Welttheils zu zeigen, daß alle Vernunft nicht gegen den Glauben ausreicht. In dem Glauben unsere Hülfe vor der Cholera zu suchen, räth uns oben erwähnter Geschichtschreiber dieser Krankheit in der allgemeinen Zeitung. Ein trefflicher Rath, der uns den Osmanen assimilirt, und alle Grenzcordons, Quarantainehäuser und theure Räucherungen entbehrlich macht. Dennoch hielte ich es für meine Person lieber mit dem festen Willen jenes chinesischen Kaisers, der bei Gelegenheit einer gewissen Zopfkrankheit in seinem Reiche, nachdem bereits schon einige Millionen seiner Unterthanen Zopf und Seele daran ausgegangen, auf einmal entrüstet kund zu machen befahl, „daß er von besagter Krankheit, die ihn embetire, ferner nichts mehr wissen wolle;" worauf im gesammten himmlischen Reiche schnurstracks die Zopfschwindsucht erlosch. Sollte der Cholera nicht auf diesem Wege beizukommen seyn? Schade, daß wir keine Despoten mehr in Europa haben; hier könnte der Despotismus einmal der Menschheit nützen. Wenn zum Beispiel Napoleon noch lebte, und seinen Scepter führte, und von der gefräßigen Cholera hörte, die ihre Zähne gegen Europa fletscht, so

erhielten wir ohne Zweifel schleunigst aus irgend einem seiner Feldlager, z. B. vor Tombuktu, ein Dekret folgenden Inhalts: „Wir Napoleon, von Gottes Gnaden u. s. w entbieten Alle, die da lesen und hören können, Unsern Gruß. Auf einem Bericht und nach Anhörung Unseres Staatsraths haben wir verordnet und verordnen, wie folgt:

„Artikel 1. Die Cholera hat von diesem Augenblick an aufgehört zu regieren.“

„Artikel 2. Unser Minister des Innern und alle constituirte Gewalten Unseres Reichs sind mit Vollziehung dieses Dekrets beauftragt.“

Darunter Datum, Siegel und Unterschrift, und die Sache wäre vorbei gewesen. Stimmen nicht alle Dichter darin überein, daß dem Willen eines großen, d. h. mächtigen Mannes, nichts zu widerstehen vermag? Die Autorität der Dichter ist wahrhaftig nicht geringer, als die der Geschichtschreiber, wenn anders wahr ist, was Voltaire von der Historie sagt. Aber dieser Wille eines mächtigen Mannes muß ein absoluter seyn, und dieser ist, wie schon gesagt, in Europa nicht mehr zu finden. Wir geben daher dem Geschichtschreiber der Cholera in der allgemeinen Zeitung völlig recht, wenn er meint, alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Seuche seyen sehr ungenügend, und dieselbe werde im Abendlande eben so gut wie der Schnupfen gedeihen können; die Vernunft der Polizei sey nur eine schwache Nothwehr, und die Vernunft der Aerzte gar keine. Der Mann geht von einem tiefer liegenden Motiv aus. Die Miasmen und ihre Verbreitung kümmern ihn weniger, als die Geneigtheit der Europäer im Allgemeinen, einer Gallenkrankheit zn unterliegen. Man schaudert in der That, wenn man europäische Leiber und Temperamente betrachtet. Die erstern sind schwach, die zweiten gallicht. Mögen da nun Erbfehler vom Urgroßvater her, oder die

häufigen Indigestionen schuld seyn, — genug: wir sind erregbare, allzuleicht gereizte und zanksüchtige Leute, denen im Nu die Galle in's Blut tritt, und dadurch die widerlichsten Zustände verursacht. Welche Beute für die Cholera, da der träge Indier schon sich ihr nicht entziehen kann! gleichen wir nicht schon jetzt den Scorpionen, oder gewissen Schlangen, die, nachdem sie schon unzählige Opfer gestochen, zuletzt vom Feinde hart bedrängt, sich selbst, und somit ihr Leben abbeißen? wo soll es denn endlich hinaus mit unsern ewigen Rodomontaden, unsern unaufhörlichen Neckereien, unserm Streben ohne Ende? müssen wir nicht dem Himmel danken, wenn er vermittelst einer kleinen niedlichen artigen Pest unserer Epilepsie ein Ende macht, und binnen sechs Stunden Köpfe zur Ruhe legt, die noch in vielen Jahren nicht zur Raison hätten gebracht werden können? und die Köpfe sind noch das Geringste; es gibt ihrer weit weniger, als man vermuthen sollte. Aber daß die kopflosen Hände auch sterben, die Werkzeuge ohne Verstand, oder ohne eigenen Willen, die tölpischen ungeschickten Hände, die Hände der Klopffechter aller Farben, die Obscuranten-, Intriganten-, die Malcontenten-Hände, und wie die langen Kategorieen alle heißen mögen, — das ist nicht übel, und wird sehr den aufkochenden Tumult unsers Welttheils beschwichtigen. Alle die Geschöpfe mit solchen Fühlhörnern, mit und ohne Kopf, sind am meisten der furchtbaren Seuche preisgegeben. Die Galläpfeltinktur, wovon und worinnen sie meistens leben, macht auf sie nicht die Wirkung, die einst Mithridat verspürte, als er sich mit Gift gegen Gift gepanzert hatte; wohl aber reizt sie immer mehr zu höherer Steigerung, mehr den Neid, die Bosheit, — mit einem Worte, die Galle, welche allen ihren Anhängern einen frühen Tod gibt, während sie von ihr langes Leben hoffen. Wenn dann die cholerische Pestilenz die große Tour vollendet hat,

und ihre blutigen Fittiche in Lissabons Hafen abschüttelt, dann wird Friede in Europa geworden seyn. Die Tempel werden offen stehen, und die dünne Schaar der Zurückgebliebenen wird sich darinnen drängen. Die Religion wird im Preise gestiegen seyn, und die Entvölkerung wird die Sittenreinheit, die neu aufkeimende, vorzüglich begünstigen. Es wird lange Zeit keinen Prozeß mehr geben, und wenig Bettelvolk, weil Jeder genug hat, wenn er sich mit seinem Nachbar in die Habe der Gestorbenen theilt. Wohlfeile Häuser, Brod nach der mäßigsten Taxe, Ueberfluß an Wein und Getraide wird alsdann die ruhigen Bürger belohnen, die es verstanden haben, mit Gleichmuth der Pestilenz zu begegnen. Die stehenden Heere werden, Dank den Kasernen, sehr aufgerieben, aber dafür ihre Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden seyn, und alle guten und schlechten Köpfe, die einst Europa untereinander schüttelten, still neben einander im Grabe ruhig. Eine schöne Zukunft, und diese werden wir der Cholera-Morbus allein verdanken. So sproßt in der Welt das Gute aus dem Bösen, wie aus dem Düngerhaufen die Blume, und, zum Trost sey es allen denen gesagt, die in der fürchterlichen Seuche ihr Ende finden möchten — wir werden uns, haben wir einmal den Schritt in's Jenseits gethan, nicht viel mehr kümmern, weder um die Blumen, noch um die Galläpfel dieses Lebens.

Die Ulme des Vauru.

[illegible] Hülfe in [illegible] gekommen [illegible] Die [illegible]

[illegible]

Die [illegible] der Bauern.

[illegible]

„Aide Dieu de Maïsté,
Com de male heure je suiz nez!
Com par sui or mal assenez!"

I.

„Tag, Tag! Steht auf, ihr Bürger von Paris, Glück auf zum Tage!" — Auf allen Posten längs der Seine wiederholten die Armbrustschützen den lauten Ruf, womit sie von ihrer Nachtwache abzuziehen pflegten. Die Ketten, die über den Fluß gespannt waren, Feindesüberfall und Zollbetrug zu verhindern, wurden niedergelassen, die Thore geöffnet, über die Brücken der Paß aufgethan. Noch schien der Morgen trübe in die engen und krummen Gassen der Altstadt, aber fleißige Hände und muntere Augen arbeiteten schon längst beim Lampenschimmer in Häusern und Werkstätten. Germain, der Pastetenbäcker, war nicht der Saumseligste unter den Bewohnern seiner Straße. Die Mitternacht hatte ihn schon wach gefunden, und beschäftigt, für den nächsten Tag den leckern Speisevorrath zu bereiten, dessen Köstlichkeit dem unermüdeten Künstler des Ruhmes und des Geldes viel bescherte. — Nun kam die erste Lieferung der wohlduftenden Pastetchen aus dem Ofen, und der Meister betrachtete schmunzelnd das Werk seiner Hände und des klug geschürten Feuers, und siehe, Alles war wohl gerathen, und die Waare so resch, so zart, so glänzend und

schier durchsichtig wie Glas, daß Germain fröhlich ausrief: „Wenn ich heute meine erlauchte Kundschaft nicht befriedige, so will ich Alles, was ich besitze, den Armen schenken!" Dann schlug er ein lustiges Lied an, ordnete die Pasteten auf den Brettern, die vor seiner Thüre gestellt werden sollten, und rüstete sich, die zweite Lieferung in den Ofen zu schieben. Damit sie bei weitem schmackhafter werde als die vorige, denn sie war seinen vornehmsten Kunden bestimmt, bestreute er das Gebäck mit Knoblauch und Kümmel, und wartete alsdann ferner seines Amts. Die Verrichtung beschäftigte ihn jedoch nicht allzusehr, daß er nicht Muße gefunden hätte, dann und wann einen verstohlenen, aber lüsternen Blick durch die engen Drahtgitter seines Fensters in den Hof zu werfen, wo eine schöne, rasche Magd fegte, säuberte und putzte. Das Mädchen in seiner ländlichen Tracht erschien dem Brodherrn von Tag zu Tag reizender und begehrenswerther, so daß er mit Ungeduld die Stunden zählte, die endlich den Gegenstand seiner Leidenschaft in seine Arme bringen sollten. „Eine schmucke, runde, weiße Dirne!" sagte er lächelnd vor sich hin: „sie würde diesem Hause als Meisterin trefflich anstehen, und durch ihren Liebreiz meine Abnehmer um vieles vermehren." Mitten in diesen angenehmen Gedanken überraschte ihn jedoch ein böser, der seine Stirn in düstere Falten zwang, und ihm unwillkürlich einen Seufzer entlockte. Er drehte sich langsam nach der Wand seiner Backstube, die zugleich eine Scheidewand zwischen seinem und des Nachbars Hause war, und mit geballter Faust murmelte er drohend: „Ja, bei Gottes Blut, wenn Jener drüben nicht wäre! Darf ich denn heirathen? Erlaubt mir's denn der Nachbar?"

Der widerwärtigen Erinnerung zu entgehen, machte er sich ein Geschäft daraus, die Lampe zu löschen, seine fertig gewordenen Pastetchen aus dem Ofen zu nehmen, und während

sie von der ersten Hitze verkühlten, mit Sorgfalt alle Werkzeuge weg zu thun, deren er sich bei der Arbeit zu bedienen pflegte. Aber diese Gegenstände verschloß er behutsam in einem niedrigen Gewölbe, dessen Schlüssel an einer Schnur um seinen Hals hing, und öffnete sodann die ebenfalls streng verriegelte Thüre seiner Werkstätte. Er rief mit freundlichem Tone hinaus: „Jaqueline, bist Du bei der Hand?" — „Gleich, lieber Herr." — „Bringe den schönen Korb herein, und das Tuch von Damast, das Tuch mit den Troddeln." — „Gleich, lieber Herr, ich komme gleich."

In Erwartung der schönen flinken Dirne strich der Pastetenbäcker seine langen Haare wohlgefällig hinter die Ohren, besah mit Eitelkeit seine fetten, weißen Hände, kraute sich den kurzen Kinnbart, und legte alles Wohlwollen, dessen er fähig war, in die hervorstehenden, grünlichen Augen, in das feiste und bleiche Antlitz. Jaqueline kam, mit bescheiden niedergeschlagenen Wimpern, einfach und rein gekleidet, eine Rose ohne geborgten Schmuck. Lächelnd sagte der Herr zu ihr: „Mein Kind, Dir geschieht heute große Ehre, ich will Dich einen Gang thun lassen, der hoffentlich Dir eine ziemliche Belohnung abwirft, wenn ich gleich Ursache hätte, eifersüchtig zu seyn." — Die Magd richtete unbefangen und fragend die großen Augen auf ihn, der sich herausnahm, ihre frische Wange zu streicheln, und süßlich weiter zu reden: „Ja, meine liebe Tochter; da ich von Herzen Dir gut bin, so möchte ich gern mein Juwel vor der Welt verstecken. Wenn Du mir nur ein tröstlich Wort gäbest, ein Wort der Hoffnung! Du siehst, wie rechtschaffen ich gegen Dich mich betrage, wie ich mehr Dein Freund bin, als ein Dienstherr, und solch' Benehmen wäre schon würdig, daß Du es erwiedertest. Sage mir, um meines heiligen Schutzpatrons willen, was Dir Besseres wohl begegnen möchte. Ein verwaistes Mädchen wie Du,

eine Bäuerin, genöthigt, im Dienste sich fortzubringen, eines Klosters Leibeigene, worauf hoffst Du? Ich bin der Mann, welcher Deine Freiheit Dir verschaffen will, welcher Dich zu einer Bürgerin von Paris zu machen begehrt, und Du weisest mich trocken ab, wie einen Bettelmann? Dieses geräumige Haus, mein Reichthum, meine Kundschaft, sie reizen Dich nicht?" — Er ließ nicht ab, die verlegene Dirne mit seinen Blicken gleichsam zu durchbohren, und klimperte hoffärtig mit dem Beutel, der, voll Silbers, an seinem Gürtel hing. Jaqueline faßte endlich Muth, ihm zu antworten: „Ihr seyd viel zu wohlthätig und zu gut für eine arme Magd vom Lande. Dieses Glück ist so groß, daß ich erst reiflich mit mir selber berathen muß, ob ich's annehmen darf, ohne Euch zu schaden." — „La, la, la," versetzte Meister Germain: „das riecht nach faulen Fischen, und ich bin gewiß ein Narr, daß ich noch einmal Dir Bedenkzeit verstatte. Was thut jedoch die Liebe nicht? Es sey, aber zum letztenmale, merke es Dir. Wenn ich bis künftigen Festtag nicht weiß, woran ich bin, so . . ." Das Gesicht des Pastetenbäckers verfinsterte sich ganz absonderlich, er zog indessen alsobald die Stirne wieder glatt, kniff des Mädchens Kinn mit zartem Finger, und fügte hinzu: „Nun, der heilige Geist wird Dir ja beistehen, und Deinen Starrkopf erleuchten." Da er sich nun daran machte, kunstfertig und geschickt die besonders kräftig gewürzten Pastetchen in dem blanken Korbe aufzuschichten, fragte Jaqueline, welche gar zufrieden war, den Zwiesprach von der Werbung abzuleiten: „Wohin befehlt Ihr, daß ich den geputzten Korb trage?" — Meister Germain erwiederte mit aufgeblasenen Backen: „In unseres Herrn, des Königs, Hotel, in den prächtigen Palast mit den vielen Thürmen, der gegenüber liegt dem Hotel von Sanct Paul." Jaqueline erschrack, und verneigte sich ehrfurchtsvoll zur Erde. Germain fuhr

wichtig fort: „Niemand speist lieber mein Backwerk, als unser Herr König Karl, wenn ich die erlauchte Dame Isabeau, unsere sehr werthe Königin, ausnehme, welche schier noch mehr Belieben nach meinen Pasteten trägt, als ihr königlicher Herr, dem Gott und der heilige Germain endlich wieder zur gesunden Vernunft helfen mögen. Jetzt gib wohl Acht, und merke, was ich Dir sage. Um unsern Herrn Karl in seiner Krankheit zu zerstreuen, ist heut ein prächtig Ritterfest im Schlosse angeordnet, und ein neuer Wappenkönig soll eingesetzt werden; hierauf ein glänzend Turnier und große Tafel, womit eben die vornehmen Leute sich am liebsten ergötzen. Die Leckerbissen des berühmten Meisters Germain dürfen freilich nicht fehlen, und so trage denn geschickt den Korb nach Hofe, und suche zu dem ersten Diener des Brodkämmerers zu gelangen; der wird Dir ein Geschenk verabreichen, und Deinem hübschen Gesicht wohl einen Platz anweisen, von wannen Du etwas von dem Feste mit ansehen magst.“ — „Ach nein, ich fürchte mich,“ entgegnete Jaqueline ängstlich; „kehre lieber gleich um nach dem stillen Hause, wo ich ruhiger bin, als unter des Königs Dienern und seinen stolzen Rittern.“ — Mit erneutem Wohlgefallen betrachtete der Meister seine Dirne, und lächelte: „Wahrlich, feine Maid, eine Freude wird mir's seyn, wenn Du also thust. Ich will mir schmeicheln, daß auch um meinetwillen dieses Haus Dir angenehmer dünkt, als des Königs Hof.“ — Jaqueline senkte bei dieser Anspielung den Kopf, und lispelte, indem sie das Tuch über dem Korbe ordnete: „Ach, wie duftet dieses Gebäcke doch so lieblich! Sieht es nicht aus, wie gemalt, und lockt es nicht, davon zu naschen?“ — Worauf der Meister das aufgehobene Tuch schnell fallen machte, und barsch versetzte: „Iß nicht davon, hörst Du, mein Kind? folge meinem Beispiel, denn ich koste längst nicht mehr von solchen Lecker-

bissen, die sich nur für reicher Leute verdorbenen Gaumen schicken.“ — „Sorgt nicht,“ meinte das Mädchen unschuldig, „Ihr wißt, daß ein Stück Brod und ein Erbsenmus mir besser schmecken, als verkünstelte Speise. Ich habe nie von Euerm Backwerk genascht, werd' es nimmer thun.“ — Sie hob den Korb anmuthig auf ihren Kopf, und ging, wenn schon zagenden Herzens, wohin der Meister sie gewiesen.

Noch war es zwar früh am Tage, aber dennoch liefen schon alle Gassen der Stadt voll von emsigen Menschen. Das Geschrei war unendlich, und war schon davon das schüchterne Dorfkind betroffen, weil es nur selten das Haus verließ, so gesellte sich noch zu seiner Scheu ein plötzlicher Schrecken; denn nur ein paar Schritte von Germains Wohnung entfernt, stand ein hagerer Leichenansager, mit schleppendem Trauermantel angethan, rührte die heisere Schelle in seiner Hand, und sang mit eintöniger Stimme die Namen von vielen Gestorbenen ab, hängte daran die bezahlte Miethlingsklage, und sammelte Geld für die armen Seelen armer Leute. Die Umstehenden verrichteten mit gefalteten Händen ihr stilles Gebet, weil gerade in der Stadt Paris ein schweres Siechthum herrschte, und unvermuthet viele Opfer aus dem Leben in den Tod riß, so daß oft nicht genug bereitwillige Arme sich darboten, die Leichen zu beerdigen, und die Priester ihre Seelenmessen und Vigilien zehnfach theurer sich bezahlen ließen. Auch Jaqueline erinnerte sich mit frommer Betrachtung ihrer geschiedenen Eltern, als in ihrer Nähe ein leises Schluchzen ihre Aufmerksamkeit erregte. Da sie umschaute, stand neben ihr ein wunderliebliches Kind in dürftigen Kleidern, aber mit einer Fülle von Schönheit im Antlitz, wenn es schon bitterlich weinte, das rosige Mägdlein. „Was hast Du?“ fragte Jaqueline mitleidig, und das Kind stammelte, kaum vernehmlich, daß seine Mutter plötzlich gestorben sey, daß ihre

Nachbarn dieselbe hinweggetragen. Im Getümmel des eilfertigen Trauerzugs und der belebten Straßen hatte sich das Kind von seinen Geschwistern verlaufen, fand nicht mehr den Weg zu seinem Hause, konnte auch die Straße nicht nennen, wo seine Wohnung stand. Es klammerte sich fest an die mitleidige Jungfrau, die in ihrer Herzensangst um sich herblickte, nicht wissend, was mit dem verlassenen Geschöpf wohl anzufangen sey. Da ließ aus Germains Nachbarhause eine Stimme sich vernehmen: „Was heult das Kind? komm her mein Püppchen; willst Du ein Honigbrod? vertraut mir die Kleine, liebe Jungfer Nachbarin, denn ich bin ein Narr mit hübschen Kindern!" Diese Worte kamen aus dem Munde des Barbiers, welcher neben dem Pastetenbäcker mit demselben Glücke wie Germain sein Geschäft betrieb. Meister Raffal hätte des Nachbars Bruder genannt werden können, so ähnlich war er demselben in Gestalt und Wesen; gleich fett und glau und blaß, und eitel auf seine Person. Doch hatte er in der Tiefe seines Auges ein finsteres Etwas sitzen, was dann und wann unverholen hervorbrach, und seinem Blicke einen harten und grausamen Ausdruck verlieh. Dieser drohende Funke, aufglimmend, wann er haßte und wann er liebte, hatte schon oft in Jaquelinens Brust ein heimliches Grauen erregt, und sie fürchtete den Nachbar. Darum zögerte sie jetzo, das Mädchen von der Hand zu lassen, wie freundlich die Zunge des Barbiers auch schmeichelte, bis Raffal spöttisch von seiner Schwelle rief: „Macht Ihr nicht ein Wesen mit dem Geschöpf, als wär' es Euer eigenes? lauft hin und sucht des Kindes Wohnung drei Tage lang! Was geht's mich an?" Dabei zeigte er jedoch immer dem unschuldigen Würmchen das versprochene Honigbrod, und das hungrige Mädchen lächelte durch seine Thränen, langte sehnsüchtig nach dem leckern Schmaus, hinstrebend zu dem freundlichen

Gastgeber, daß Jaqueline endlich nicht mehr zu widerstehen vermochte. Denn sie fürchtete auch ihres Dienstherrn Zorn, der mit dem Nachbar ein Herz und eine Seele war, und schon manchmal gescholten hatte, wenn Jaqueline ein ungünstig Wort über Meister Raffal versuchte. Indem das Mägdlein gierig die dargebotene Labung genoß, mit den grauen und rothen Kniebändern des Barbiers spielend, bat Jaqueline den letztern, die Kleine gütigst ihren Geschwistern wieder zuzuführen, und Raffal antwortete lachend: „O, besorgte Fürsprecherin der Unschuld, seyd versichert, daß, noch ehe der Abend kömmt, der kleine Schatz in seiner Heimath ist!" Gern diesen Worten vertrauend, setzte Jaqueline ihren Weg weiter fort.

Sie hatte genug zu thun, ihren reichlich bedachten Korb unversehrt durch das Gewühl zu bringen, welches die Straßen wie bei einem Aufruhr erfüllte. Je näher sie der Brücke von Unserer lieben Frau kam, je toller wurde das Gedränge. Vor den Badstuben schlugen sich die Kunden um den Eintritt, längs den Häusern verkauften die Mezger frisches und gesalzenes Fleisch nach Gewicht und Augenmaß, daneben boten die Marktweiber ihre Eier, ihren Honig feil. „Gemüse, Kresse, Erbsen!" schrieen rüstige Dirnen mit gefüllten Säcken und Körben auf dem Kopfe; „Fische! frische Fische von Bondi, Seedrachen, Schellfische!" antworteten die rauhen Kehlen der Teich- und Flußknechte. Dazwischen schoben sich hagere Bauern mit Käfichen und Kobeln voll Tauben und jungen Gänsen; Buben, welche Möven zu Dutzenden an Schnüren trugen; alte Weiber mit Bütten auf dem Rücken, worinnen die beliebten Zwiebeln und Steckrüben, Lauch und Kerbelkraut bunt auf einander gehäuft waren. So früh es noch am Tage war, so hielten doch schon manche aus dem Volke ihren kleinen Imbiß auf der Straße; belagerten die Obstverkäufer, wählten aus

ihren Vorräthen die saueren Birnen von Chaillou, die herben Rothäpfel aus der Auvergne, Speierlinge und Mispeln; die Köche verwöhnter Herrschaften kauften Wallnüsse, lombardische Kastanien, getrocknete Trauben von Malta, und die scharlachrothe Hagebutte. Wer den Käse liebte, und den Salzfisch, fand ebenfalls unter freiem Himmel seine Tafel gedeckt, und hatte nur einen Schritt bis zur nächsten Ecke zu thun, um auch seinen Durst zu löschen. Dort lagen Fässer aufgestapelt, mit guten und schlechten Weinen, und für wenige Pfennige erhielt ein jeder, was er bedurfte. Für absonderliche Leckermäuler wurden heiße Gebäcke aller Art ausgeschrieen, und die lieblich duftende geröstete Speckschwarte, ausgeboten auf reinlichem Holzteller von wohlgenährten Fleischerjungen. — Wer zählte aber die Menge von Handwerkern, Arbeitern und Kleinverkäufern, die neben dem genannten Marktvolke ihr Wesen trieben? Trödler mit alten Kleidern, Flickschneider, bereit, auf der nächstbesten Schwelle des Bürgers schadhaften Mantel, des Bauern zerrissene Jacke auszubessern; wandernde Schuster, rastlose Hut- und Kappenhändler, streifende Faßbinder und Kesselflicker, Zinnputzer, Drathzieher, Lichterhändler, ausgemergelte Greise, die, um ihr Leben zu fristen, Lampendochte von Wolle oder Schilf feil hatten, Juden mit altem Eisen, wälsche Tagediebe mit venedischer Seife. Wenn diese Kreuzzügler der Volksgewerbe schon die finstern und engen Gassen einnahmen, wie ein stürmender Haufe, so wurde das babylonische Durcheinander noch vollkommner, als die Bettler aller Farben sich hineinmischten: die terminirenden Brüder und Schwestern vom Sack, die Blinden, mit Hund, Stab, Glocke und Gesang, Schüler und Studenten, die von Thür zu Thür ihr Brod, ihre Suppe heischten, die Gefangenen, die in Ketten auf das Almosen gingen, Jakobiner und Minderbrüder, Augustiner und Waisenknaben, Kreuzherren

und Wilhelmiten, heuchlerische Beutelschneider mit erkünstelten Gebrechen, Oel-, Essig- und Senfverkäufer, denen ihr sogenannter Handel zum Vorwand diente, in Häusern und Kramläden zu betteln und zu stehlen. — Je höher die Sonne stieg, je ärger der Lärm. Hin und her über die Brücke trabten Reiter, polterten Fuhrwerke. Edelfrauen, hinter ihren Cavalieren zu Pferde sitzend, Gerichtsherren und Parlamentsräthe auf sanften Maulthieren, häufig selbander reitend mit einem Freunde oder Schreiber; dann wieder ein Trupp von raufenden Pagen und Schülern, die mit Stöcken und scharfen Klingen einander zusetzten; dann eine Bande von Wappnern, Trommel und Trompete voran, ausrufend des Königs Heerbann gegen die Armagnacs; Müller, die umhergingen, Korn einzusammeln, und mit ihren weißen Säcken manch schwarzen Amtsrock verunehrten, worauf dann wieder Kohlenträger folgten, die sich rieben an den weißen Kutten der Jakobiner . . .! Ein Paradies der Gleichheit war's, aber eine Hölle für den ruhigen Wanderer, den sein Unstern in den fürchterlichen Tumult stieß.

Die gute Jaqueline wartete auf einen günstigen Augenblick, um über die Brücke zu gelangen, die einer Gasse zu vergleichen war, an beiden Seiten von Häusern eingefaßt. Da gab der Zufall, daß ein junger Mensch, in dem Gewande eines Gerichtsboten oder Schreibers, von dem Ufer der Seine heraufkam, wo just eine Fähre gelandet war. Der Jüngling fluchte wie ein Heide über das Gedränge in dem Schiff, und vermochte kaum den Zorn zu mäßigen, als ihn Jaqueline mit sanfter Stimme anredete: „Alle guten Engel grüßen Euch, mein lieber Herr Peter. Wollt mir sagen, ob ich etwa in jener Fähre geschwinder nach jenseits gelangte?" — Die finstere Stirn des jungen Schreibers hellte sich plötzlich auf, da er Jaqueline in's Auge faßte, und er entgegnete mit derber Freundlichkeit: „Bei unsers

Herrn Wunden! Landsmännin, sey gegrüßt. Aber hoffe nichts von jenen groben Schiffsleuten, deren wurmstichige Fähre schon wieder voll ist, und bereits vom Ufer abstieß. Warte ein Weilchen, bis hier der Knäuel sich gelöst hat, und sage, wie Dir's geht, wo Du hausest; ich sah Dich seit jenem Osterfeste nicht, da wir das Neujahr so fröhlich im Hause Deines Oheims begingen."*) — Jaqueline machte sich eine Freude daraus, dem Landsmann aus dem Dorfe St. Fiacre, ihrem Jugendgespielen, der sich durch die Hülfe des Abts von St. Faron bis zur Stelle eines Schreibergehülfen im Chatelet emporgeschwungen, die verlangte Auskunft zu geben. Als Herr Peter vernahm, daß seine ehemalige Nachbarin in Diensten des weitberühmten Pastetenbeckers aus der Marmouzetstraße sey, rief er schier ehrfurchtsvoll: „Bei Gottes Blut, das ist ein feines Loos. Der Mann soll unmenschlich reich seyn, und seine Kunst bringt ihm stets neue Schätze. Wenn's nur nicht mit dem Teufel zugeht! Hie und da wird gemunkelt, der Meister dinge niemals einen Knecht auf, sey stets mutterseelenallein am Backofen, und mache ein streng Geheimniß aus seinem Werk. Ist es so?" — „Fürwahr, mein lieber Herr. Ich habe nie einen Blick in seine Werkstatt geworfen, so lange er arbeitete. Alles macht er selbst, holt alles mit eigener Hand. Aber mit dem Teufel hat er sicher nicht zu thun, weil er Tag für Tag zur Kirche geht, und der Rosenkranz so wenig als des Hauses Schlüssel von seinem Gürtel kommt." — „Desto besser für Dich, meine gute Jaqueline. Halte Dich fest zu dem gottesfürchtigen Manne, denn leider bringe ich eine böse Nachricht aus der Heimath, wo ich vor einigen Tagen war. Dein Oheim ist gestorben, und niemand lebt, der für Dich sorgte, armes Herz." — Mit

*) Damals begann das neue Jahr noch mit dem Osterfest.

einer Mischung von Freude und Bedauern sagte Jaqueline hastig: „Gott schenke seiner armen Seele das Paradies; der Ohm hat nicht wacker an mir gehandelt, so wenig als an meiner Mutter, deren kleines Gut er an sich riß. Hat er auf dem Sterbebett sein Unrecht wieder gut gemacht? gab er zurück, was mir, der armen Waise, gehört?" — Kopfschüttelnd antwortete der Schreiber: „Er hat Dir nichts hinterlassen, wohl aber manchen Denar dem Kloster, von dem er Lehen genoß. Alles Uebrige gehört dem Vetter Ogier." Jaquelinens Augen funkelten vor Vergnügen, indem sie den Vetter pries, der sich schon längst mit ihr verlobt, und ihr vor dem Altar versprochen habe, sie als seine Hausfrau zu ehelichen, sobald der geizige Oheim die Welt verlassen hätte. Und wieder schüttelte der Schreiber traurig den Kopf, und meinte, ein unversehen Glück mache zuweilen den Menschen seinem heiligsten Gelübde untreu, und von Ogier wisse man nicht anders, als daß er eine reiche Dirne zu heirathen trachte, fest entschlossen, Jaquelinens mütterliche Habe für sich zu behalten, aber nicht mit ihr zu theilen. — Jaqueline erschrack, solche Mähr vernehmend, aber ihre Furcht war ungläubiger Natur, weil ihre Zuversicht zu Ogier wurzelte, wie auf einem Felsengrunde. Peter zuckte mitleidig die Schultern, und erwiederte: „Wir reden wohl ein Mehreres davon. Jetzo muß ich nach dem großen Gerichtshof. Schon läuten drüben die Glocken von St. Paul zum Heroldsfeste, und Du wirst keine Zeit mehr zu verlieren haben." Von der Landsmännin sich trennend, arbeitete er sich mit Ellenbogenstößen in die Gassen der Altstadt, während Jaqueline voll beklommnen Nachdenkens über die Brücke schritt. Sie hörte nicht den neckenden Zuruf der müßigen Vogelhändler, der gespreizten Ladenknechte, der lüsternen Wahrsager, die auf der Brücke hin und her standen, sondern wiederholte unaufhörlich in ihren Gedanken: „Ogier

mich verlassen? Ogier eine reiche Dirne heirathen?" Mit Schmerz, aber nicht minder mit Verachtung, schaute sie auf die Wechseltische der Lombarden, welche hinter ihren Goldschüsseln und Silbersäcken lauerten, denn heute kam ihr der Reichthum vor, wie ein teuflischer Fluch, seit Peter ihr gesagt, Ogier würde um des Reichthums willen sie verrathen.

Während diesseits des Flusses das Volk nur seinen Geschäften lebte, und nicht dergleichen that, als wäre ein König in der guten Stadt Paris vorhanden, wimmelten jenseits die Gassen von neugierigen Bürgern, die, wie in Prozession, nach dem Hotel von den Thürmen zogen, weil die Glocken von St. Paul schon zum zweitenmal feierlich erklangen. Jaqueline befand sich in einer neuen Welt, doch war der Weg nicht zu verfehlen; der bunte Menschenstrom zeigte ihn. So stand plötzlich das Landmädchen vor den Thoren der Königswohnung, die beinahe eine kleine Stadt zu nennen war, so viele Paläste und mindere Gebäude schlossen ihre Ringmauern und Gärten ein. Die Menge von Thürmen, die den königlichen Wohnsitz zierten, überraschte beim ersten Anblick, so wie das feierliche Gepränge, welches in den Höfen sich kund that. Hinter den gemalten Thorflügeln standen haufenweise die Leibwächter des Königs, in helle Farben gekleidet, mit blinkenden Waffen, vor allen ausgezeichnet die Schotten, in fremdartiger Tracht, und die Bande von Burgund, beide geschmückt mit fernhinblitzenden Andreaskreuzen. Eine Schaar von Dienern, den Hofherren unterthan, brüstete sich in langer Reihe, funkelnd von Pracht, die Rosse ihrer Gebieter haltend, oder gestützt auf den breiten Degen, oder gelehnt auf des Herrn Wappenstab. Mitten unter diesen Trabanten des Königs und seiner Vasallen schlüpfte und brauste das Volk, wogend als ein Meersturm, kaum in Schranken gehalten von den Brust-

wehren des Turnierhofs, und den gewichtigen Stangen, womit des Schlosses Thürhüter, ohne viel zu fragen, unter die Menge einhieden. Weniger achteten die breiten Rücken der Bürger auf die wohlgemessenen Schläge, als ihre starren Augen auf die blanken Harnische der Gensdarmen, und vor allem auf die Bande der Herolde, welche mitten im Turnierhofe zusammengetreten war. Da standen die Wappenleute aus den meisten Provinzen Frankreichs, der unterste Grad mit dem höchsten vereint, der Wappenzögling neben dem Wappenreiter, der Persevant neben dem Herold, die Wappenkönige im Kreise geschaart um denjenigen aus ihnen, der heute ihr Fürst werden sollte durch Spruch und Weihe des Herrschers. Der stolze Haufe funkelte von Purpur, edlem Metall und allen heraldischen Farben und Bildern; Perlenhüte, Helme und Kronen zierten die kriegerischen Häupter, die alle, auf den Feldern der Schlacht, oder bei feierlichen Turnieren, oder an des Königs Festtagen, die Würdigkeit errungen hatten, ihres Gebieters Person in Fried und Fehde vorzustellen, heiliger, unverletzlicher jedoch, als selbst das Haupt des Herrn. — Aus den Fenstern der langen Gallerie, die zum Gemach des Königs führte, wie aus der Halle der schottischen Leibwache und aus dem gepflasterten Saale schauten die Lehenträger und Barone des Königs und des Burgundiers Parthei auf ihre Herolde nieder, und priesen gegenseitig mit Lust und Freudigkeit ihrer alten Geschlechter Macht und Reichthum, zeigten auf ihre Paniere, die im Hofe aufgepflanzt waren, wiesen einander hoffärtig die flatternden Fähnlein, die heute zum Banner erhoben werden sollten. Ihre Reden erklangen laut, übermüthig und prahlerisch, und schwiegen kaum, als die Zinken der Leibwacht den Einzug der Königin verkündeten. — Die baierische Isabelle kam aus ihrem Hotel von St. Paul, wo sie öfters wohnte, dem Wahnsinne ihres Gemahls auszu-

weichen; umgeben von einem Schwarme bejahrter und junger Hofdamen, die ersteren noch im alterthümlichen Putz der goldenen Hörnerhauben, die letzteren in der spitzigen Toque, hoch auf den Wirbel gesetzt, mit lang herabflatterndem Schleier. Ob in Sänften liegend, ob hinter einem Stallmeister zu Pferde sitzend, warfen die verbuhlten leichtsinnigen Weiber, alt und jung, dem Beispiel der Königin folgend, ihre Blicke hin und her, und suchten ihre Lieblinge sowohl unter den Harnischreitern, als unter den Vasallen und Rittern auf der Gallerie, und hatten viel Zeit zu winken, zu lächeln und Kußhände zu spenden, indem der Zug nur langsam vorankonnte, trotz der unbarmherzigen Streiche der Pagen und Lauffnechte. — Die Liebkosungen aus der Ferne blieben nicht unerwiedert. Mancher greise Edelmann nickte einer jugendlichen Blüthe, manch flaumbärtiger Varlet einer überreifen Dame zu, und wieder manche blinzelten nach Sternen, die nicht der Mühe werth achteten, die Huldigung anzunehmen. So streckte sich ein Persevant hoch auf die Zehen, um seinen Gruß der Gebieterin seines Herzens darzubringen, aber der neidische Fächer hinderte die Schöne, die Verneigung zu bemerken, und der Jüngling schlug mißmuthig den Blick nieder. Beschämung auf den braunen Wangen spähte er ängstlich in der Runde, ob nicht ein schadenfrohes Auge sein bös Geschick errathen, und begegnete einem reizenden Dirnenantlitz, das bittend zu ihm sich erhob. — „Ach, mein Herr Armand, mein schöner Herr von Cabitan!" bat nun auch der liebliche Mund. „Seyd gnädig Eurer demüthigen Magd, der Jaqueline Violette von St. Fiacre! Die köstlichen Pasteten, die ich trage, gehen zu Grunde, und keine Seele, die mir zu des Königs Brodkämmerer den Weg wiese!" —

Armand entsann sich ohne Mühe der schönsten Leibeignen des Klosters St. Faron, und sagte schnell: „Beim Kreuz!

Du bist meines Vaters Unterthanin, und Dir soll geholfen werden.“ Er schlug die Schranke in die Höhe, und führte das erschöpfte Mädchen ohne Verweilen nach dem Hofe der Brodkämmerei. Er zeigte ihr nicht den Kirschengarten des Königs, nicht den Löwengraben und nicht die Keller, wo der Hypokras bereitet wurde, noch des Hoflagers weitberühmte Hühnerställe; seine Zeit war gemessen, König Karl stand im Begriff, sich nach der Kapelle zu begeben. Aber zu fragen unterließ er nicht, und der Jungfrau zu erzählen, daß sein Vater von den Mönchen von St. Faron viele Güter errungen, und darunter die Hufe, wozu auch Jaqueline gehörte. Darum solle ihr um die Freiheit gar nicht bange werden; er wolle ihr einst selber den Pfenning geben, den sie auf den Altar zu opfern habe, und gedenke ihr gnädiger Herr zu seyn. — Das Mädchen lauschte mit freundlichem Ohre der so überaus freundlichen Rede, und mochte ihrerseits nicht satt werden, entgegen zu fragen, womit sie die Gunst des Edelmanns verdient habe. Hierauf sprach Armand lebhaft: „Ist Dein Bräutigam nicht mein Milchbruder gewesen? schon um des guten Ogiers willen, der so manchen Ruthenstreich für mich ausgehalten, will ich von der Glebe Dich loskaufen, und Deine Hochzeit ausstatten. Nebenbei liebe ich Dich selber wie ein zärtlicher Vater.“ — Der Vater mit dem blutjungen Gesichte nahm sich wunderlich aus, da er sich bemühte, ernste Gravität in seinen Blick zu legen, der von Schelmerei und fröhlicher Sinnlichkeit sprühte. Jaqueline lächelte stille vor sich hin, und bedauerte heimlich den wohlgewachsenen Jüngling, dessen Leibesanmuth schier verloren ging unter dem seltsamen Kleide des Persevanten, der seines Herrn Waffenrock dergestalt zu tragen pflegte, daß die Ermel desselben auf Brust und Rücken herabhingen, die Halsagraffe auf der rechten Schulter saß, und des angehenden Herolds eigene Hände nur mühsam

durch die Seitenschlitze der Tunika ihren freien Spielraum fanden. — Doch war der Beschützer viel zu gütig, als daß nicht die Dankbarkeit über den leisen Spott schnell die Oberhand gewonnen hätte; stolz auf den adeligen Freund ging neben ihm die ermuthigte Dirne, bis zur Pforte der Brodkämmerei sie gelangten, und auf das „Holla!“ des Persevanten der erste Diener heraustrat. Kaum hatte er Jaquelinens Auftrag erfahren, als er unwillig den Kopf schüttelte und rief: „Der Pastetenbäcker ist ein schlauer Fuchs, dem ich die Ohren stutzen möchte. Hat sich recht gut gemerkt, daß er neulich die Tafel unsers Herrn um mehrere Dutzend seiner Waare betrog und verkürzte; fürchtet sich vor Schlägen und Fußblöcken, und schickt darum eine glatte Dirne an seiner Statt. Die Pest auf das Pariser Volk! Hochmuth und Betrug, aber nichts dahinter. Her mit dem Korbe, her mit den Wunderpasteten, die wir am Ende noch schmackhafter bereiten könnten, wenn nicht der Herr König . . .“ Der alte Hofküchendiener erschrack, da ihm ein vorschnell Wort, gerade nicht zum Lobe der königlichen Weisheit, über die Zunge fahren wollte, und er zog demüthig die Mütze, verschluckend, was vom Uebel war. Armand benutzte sein Verstummen, ihm befehlerisch zu sagen: „Gib der Magd den Korb zurück, und reiche ihr ein ehrlich Geschenk, grauer Trotzkopf.“ — „Den Korb in einer Stunde, das Geschenk ein andermal. Ihr Meister soll ihr geben, warum er neulich die Kämmerei betrog.“ — „Du arger Filz!“ schalt Armand, und sagte begütigend zu dem Mädchen: „Der ist der zäheste Burgundier, den ich kenne; aber Du sollst nicht unter seinem Geiz leiden. Komm, ich führe Dich auf einen Platz in der Kapelle, wo Du mit Ergötzlichkeit warten magst, bis Dein Eigenthum Dir wieder zurückgestellt werde, und für ein Geschenk sorge ich dann, den unhöflichen Graubart zu beschämen. — Mit gleichgül-

tigem Lächeln kehrte der Küchendiener dem Persevant den Rücken, indem er spöttelte: „Ein Jeder thut seine Arbeit; Ihr, ein junger Müßiggänger, sponsirt mit hübschen Dirnen, und ich, der alte Knecht, schaue auf meines Herrn Pfanne und Brodkasten.“ Der Tadel des Greisen ging für den Jüngling verloren, denn er eilte mit Jaqueline nach der Kapelle, schaffte ihr einen Platz unter den Seitenpfeilern des königlichen Oratoriums, und lief dann, was er konnte, nach seinem Posten, wohin die schmetternden Fanfaren ihn beschieden.

Die Töne der lärmenden Musik erfüllten bald das Gewölbe der Kirche, und der König zog ein, begleitet von seinem Gefolge, in Pracht und Herrlichkeit. Karl lebte just in seinen leidlichen Tagen, sein Geist war ziemlich frei von des Wahnsinns Aengsten und Launen. Begierde nach Prunk und Festen hatte sich eingestellt. Der Fürst, angethan mit goldener Rüstung und blauem Wappenrock, die weiße Schärpe über die Schulter geschlagen, wandelte zwischen seinen Vormündern, der herrschsüchtigen Isabeau, und dem übermüthigen Burgunderherzog Johann, welchen des Volkes Stimme den Furchtlosen nannte. Ueber des Königs Haupte wehte die blaue Standarte von Frankreich, mit Goldlilien geschmückt, und die feuerrothe Oriflamme, das alterthümliche Kirchenbanner von St. Denis, an den drei flatternden Spitzen mit grünen Seidenquasten geziert. Immer zehn der vornehmsten Edelleute trugen die vergoldeten Lanzen dieser Hauptfahnen des Königreichs, und stellten sich damit zu beiden Seiten des Kirchensöllers auf, wo der König seinen Platz nahm. Nun folgte die lange Doppelreihe der Herolde aller Grade, und an ihrem Ende der Jünger des höchsten Wappenamts, geführt vom Connetable mit dem goldnen Schwert, und dessen Marschällen mit den Lilienstäben. — Vor dem Altare standen in den reichsten Kirchen-

gewändern die anwesenden Bischöfe und Priester, und in ihrem Angesicht, aber dem König zugekehrt, den Rücken weisend allen übrigen Edelleuten und Kronbeamten, setzte sich der neue Großherold, behangen mit den Krönungskleidern und Kleinodien seines erlauchten Herrn, auf einen Sammetstuhl, von dem er alsobald wieder sich erhob, um auf seine Kniee zu sinken, um den Eid zu leisten, den ihm der Connetable versagte. Hierauf nahmen ihm die Marschälle den königlichen Mantel ab, und die Ehrenritter, der eine mit dem Reichsschwert, der andere, einen königlichen Waffenrock an der Lanze tragend, gingen hervor. Der Connetable überreichte das Schwert dem Herrscher, der den Großherold fragte: „Bist Du schon ein Ritter, oder verlangst Du nach der Würde eines solchen?" Der Gefragte zeigte auf seinen Helm und seine Sporen, die ein Page neben ihm hielt, und Karl legte das Schwert weg, um den Waffenrock zu nehmen, den er, die Stufen des Söllers herabschreitend, eigenhändig über des Großherolds Kopf und Schulter warf, dabei die Formel sprechend: „Messire, mit diesem Rock, versehen mit unserm Wappen, bekleiden wir Dich für immerdar als unsern ersten Wappenkönig." Und setzte ihm die Krone auf das Haupt, so ihm vom Großmarschall geboten wurde, weiter sprechend: „Messire, mit dieser Krone nennen Wir Dich mit dem Namen Montjoye, der Unser Wappenkönig ist, im Namen Gottes, seiner gebenedeiten Mutter, und des heiligen Dionys, Unsers gnädigsten Schutzpatrons." Nach diesen Worten stieg Herr Karl wieder auf seinen Stuhl, Pauken und Trompeten erklangen, und alle Herolde und Persevanten riefen laut zu dreienmalen: „Montjoye St. Denis!" Der Großherold nahm wieder seinen Sitz ein, hinter welchem an der Mauer die ältesten Wappenkönige der Provinzen den Krönungsmantel ausgespannt hielten, und das Hochamt begann, mit Orgelton und vollem Chorgesang.

Jaqueline war im Anschauen versunken, und hätte sich gerne noch hundert Augen gewünscht, um nicht das Mindeste von der fremdartigen Feierlichkeit einzubüßen. Ihre Sinne waren der gemeinen Welt entrückt, hingegeben frommer Andacht, unschuldiger Bewunderung; aber der Versucher liebt, ein reines Herz in seinem stillen Frieden zu stören. So geschah es, daß plötzlich ein heißer Athem über Jaquelinens Hals wehte, und die Umschauende, dicht hinter ihr, einen jungen Mann entdeckte, der schon öfter, bald in diese, bald in jene Tracht gehüllt, in der Marmouzetstraße erschienen war, und stets versucht hatte, die anmuthige Dirne mit schmeichlerischen Versprechungen und Betheuerungen zu umgarnen. Unaufhörlich abgewiesen, hatte er sein Werben unaufhörlich und hartnäckig erneuert, so daß Jaqueline schon die Flucht nahm, wann sie ihn von ferne erblickte. So fürchtete sie sich nicht wenig, da jetzo der Verfolger ihr nahe war, und wollte anfänglich seinem vertraulichen Gruße nicht antworten. Der Zudringliche ließ sich nicht abschrecken, wiederholte seine verstohlenen Anträge, und flüsterte: „Es ist nun gar nicht mehr an der Zeit, mein holdes Kind, die Spröde zu spielen. Ich habe durchdringende, weitschauende Augen, und sah recht gut, wie innig Du mit dem Persevanten kosetest, der an jenem Chorstuhle lehnt, und finstere Drachenblicke herüberschießt. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Ich dürfte vielleicht dem Heroldsknappen nicht weichen an Habe, Adel und Tapferkeit." — Jaqueline maß ihn beleidigt mit den Augen, und antwortete trocken: „Verschont mich doch, Herr Thibaut, mit euern Lügen." — Worauf der andere: „Du glaubst mir nicht, eitle Dirne, weil ich ein schlichtes Wamms trage? Nicht Jeder ist, was er scheint, traue mir. Du möchtest vielleicht einst bereuen, daß Du mir so schnöde antwortetest." — „Um der Mutter Gottes willen, was verlangt ihr denn von mir?" fragte

das Mädchen ängstlich. Und der kecke Thibaut mit den lüsternen Augen erwiederte: „Ein Stündchen mit Dir allein zu seyn, mein Püppchen. Sieh, morgen verlasse ich Paris, und keine sterbliche Seele wird je erfahren . . .“ — „Schweigt, oder ich gehe auf der Stelle aus der Kirche.“ — „Thue das, ich begleite Dich.“ — „So bleibe ich lieber, und müßte ich Tage lang hier knieen.“ — „Schade, daß der fromme Vorsatz nicht in Erfüllung geht. Die Messe ist zu Ende, der König erhebt sich zur Tafel, und seine Knechte drängen schon das Volk hinaus in's Freie.“ Jaqueline sah mit Angst, daß Thibaut die Wahrheit sagte. Das Gewühl wurde plötzlich so heftig, daß die Jungfrau sich schier zur Pforte getragen fühlte, und ihrem Nachbar nicht verwehren konnte, daß er den frechen Arm um ihren Leib schlang. „Weg von mir, Unchrist, abscheulicher Ketzer!“ stammelte sie, wiewohl vergebens; dafür war um so beredter die riesenstarke Hand, welche Thibauts Schulter so unsanft berührte, daß er die Beute fahren ließ. Armands flammendes Auge sah herausfordernd in des Wüstlings Antlitz. Der Persevant, ein Zeuge der Bedrängniß seiner hübschen Unterthanin, hatte nach der Messe schnell sein Kleid von sich geworfen, verlassen den Zug, einen wilden Anlauf durch die Menge genommen, und raunte jetzt seinem bestürzten Gegner zu: „Seyd Ihr's, Herr von Vauru? was sucht der Armagnac in des Königs getreuester Stadt? gelüstet Euch, das Schicksal Eurer Anführer zu theilen, oder in Sanct Antons Bastille zu verkümmern?“ Der ertappte Anhänger des Dauphins zitterte vor dem Verrath, und entgegnete mit geschmeidiger Zuversicht: „Ein wackerer Edelmann, Herr von Capitau, mordet nicht den wehrlosen Feind. Ihr werdet schweigen, wenn ich euch vertraue, daß nur ein verliebtes Abenteuer mich nach Paris geführt, wenn ich in Euere Hand gelobe, mit Sonnenuntergang die Stadt zu

meiden.“ — „Es sey,“ beschied ihn Armand mit ritterlicher Treuherzigkeit: „Aber hütet Euch vor feindseligen Ränken gegen meinen Herrn, und nicht minder vor verbotenen Aepfeln!“ Ohne zu antworten, verschwand Vauru in der Menge, nachdem er der zagenden Jaqueline einen langen Blick des Hasses zugeworfen. „Freue Dich, mein Kind,“ sagte Armand zu dem Mädchen, als sie vor der Kapelle standen: „Der Himmel befreite Dich aus großer Gefahr; denn im weiten Frankreich gibt es nicht einen undankbareren Verführer, als jenen tückischen Mann. Sein waffengeübter Arm ist dem Feinde in der Schlacht nicht gefährlicher, als den Weibern verderblich seine wilde Lust.“ — Jaqueline wollte dankbar die Hand des Beschützers küssen, aber, sich dessen weigernd, reichte er dem Mädchen ein großes Silberstück, und sagte: „Das ist ein Sonnenthaler, meine Tochter, und meine erste Spende zu Deinem Brautschatz. Was verlangst Du aber jetzo, meine gute Magd? willst Du sehen, wie der König offene Tafel hält? schon rufen die Posaunen, und die Pagen tragen dort den köstlichen Becher, voll von Golde, welchen unser Herr Karl seinem neuen Wappenherold zum Geschenke gibt. Dann folgt ein Turnier, ein feierliches Rennen, und der König wird dem Volke zeigen, wie man einen Ritter zum Bannerherrn macht, indem er des Ritters Spitzfahne zu einer viereckigen verschneidet. Wahrlich, meine Tochter, empfinge ich von Königshand ein Banner, und zehnfach jenes Gold, ich begehrte nur, Dir Freude zu machen, und Dich zu beschenken, wie eine Grafenbraut.“ — Jaqueline begann allmählig, sich vor dem Wohlwollen ihres gnädigen Herrn zu fürchten, wie vor den Anträgen des bösen Vauru; daher sagte sie eilfertig: „O nicht doch, mein schöner Herr Castellan; ich bin zu schlecht für solche Gunst, und ihr brächtet Euch selber in’s Gerede. Tausend, aber tausend Dank für das Geschenk und Eure

Mühe, doch muß ich heim, wie einer Dienstmagd es geziemt." Armand nickte freundlich, indem er sagte: „So gestatte wenigstens, daß mein Knecht auf sein Pferd Dich setze, und nach der Altstadt geleite. Der boshafte Mensch möchte Dir auflauern, und ich wäre untröstlich, wenn Du zu Schaden kämest." Jaqueline, geschmeichelt von solcher Herablassung, nahm das Erbieten gerne an, und klepperte frohen Muthes aus des Königs Schloß nach der heimathlichen Straße. An der Ecke derselben verließ sie mit vielen Danksagungen den freundlichen Begleiter, und näherte sich langsam dem Hause ihres Dienstherrn.

Es war verschlossen, Niemand schien darinnen, Meister Germain ausgegangen. Nach kurzer Ueberlegung auf der Schwelle sagte das Mädchen vor sich hin: „Ich will zu Nachbars Magd gehen, mich bei ihr verweilen, bis der Herr wieder eintrifft."

Alsbald klopfte sie an des Barbiers Pforte; aber an der Statt der lustigen Blanche machte nach langem Zögern Meister Raffal selber auf. Sein Antlitz war seltsam verzogen, und es entstellte sich noch mehr, als er des Mädchens ansichtig wurde. „Was soll's?" fragte er hart, und eingeschüchtert versetzte Jaqueline: „Möchte gern mit Eurer Dirne plaudern, bis der Meister heimkommt." — „Blanche ist nicht mehr da; ich habe sie weggejagt, gleich nach dem Essen, vor einer Stunde, gerade jetzo." — „Ach, was hat sie denn begangen, die fröhliche Blanche?" — „Die verdammte Neugierde, euer Erbstück, ihr Weiber . . ., mir geht's mit allen Dirnen so. Das war die elfte oder zwölfte, und beim Dutzend wird's nicht bleiben. Nehmt Euch ein Beispiel, Schwarzauge." — „Laßt Ihr denn gar nicht mit Euch reden, Meister Nachbar? wo ist die Arme, daß wir beide kommen, Eure Milde anzuflehen?" — — „Gleißende Schlange!" lächelte der Bader: „Ihr seyd eine wie die andere; aber lauft der Thörin nach, wenn

Ihr wollt. Sie ist schon auf dem Wege nach Orleans, ihrer Heimath. Gott lobe mir den Wein von Orleans und halte mir die Weiber jenes Landes vom Leibe.“ Wie er nun etwas geschwiegen, und Jaqueline immer noch verdutzt vor ihm stand, sagte Raffal plötzlich: „Kommt nur jedoch herein, unbeholfene Maid. Die Nachbarn möchten denken, wir verabredeten ein Liebesstündlein. Kommt, ein alter Hagestolz versteht, den Wirth zu machen, wenn auch die Haushälterin fehlt.“ Hiebei zog er rasch die Zaudernde in den düstern Hausgang, warf die Thür in's Schloß, führte die Magd vertraulich gegen den Hof, und wisperte: „Wenn Du an meiner Blanche Stelle wärst, würde ich vielleicht besser fahren?“ Jaqueline staunte vor dem unvermutheten Antrag, und besann sich auf eine Antwort. Da horchte sie jedoch unwillkürlich nach dem halbdunkeln Hofe, wo die Badekammern lagen, und eine derselben stand offen, und aus ihrer Tiefe polterte ein dumpfes Geräusch, als wie von einem fernen Mühlrad. Dazwischen klirrte es dann und wann als wie von Weitem das Degenspiel hitziger Fechter. — Der Barbier bemerkte alsbald, wie sie stutzte, rollte die Augen, und murmelte grämlich: „Das Wasserrad muß sich ausgehängt haben, warte, gehe nicht von der Stelle!“ Er sprang flink nach der Kammer, und Jaqueline, doppelt neugierig, weil ihr der Barbier die Neugier untersagte, strengte ihren Blick an, um zu sehen, was in der Kammer wohl vorging. So wie Raffal das Thürlein weiter aufmachte, um hineinzutreten, gewahrte das Mädchen, wie durch einen Traumschleier, ein buntes, flatterndes Gewand, just von der Farbe, wie es Blanche zu tragen pflegte. Während das Rädergeräusch noch dauerte, wagte sie, auf ihren Zehen voranzuschleichen, that noch einen Blick durch die klaffende Thüre, und fuhr zurück, als der Luftzug ihr das Kleid der Freundin entgegenwehte, so nahe, daß es nicht zu verkennen war.

Aber mit Blut besprengt war das buntgewirkte Mieder, und zerfetzt, als wie von mörderischen Händen. — Indessen kauerte im Hintergrund der Bader an der Erde, rasselte mit eisernen Ketten, schlug lärmend eine Fallthüre zu. Da er wieder hervorkam, die Stirne von Schweiß triefend, fand er Jaqueline wieder auf dem vorigen Platze, und lächelte zufrieden. Mit eifriger Gastlichkeit führte er die Magd in seine Werkstube, wartete ihr auf mit Brod, mit Obst, und redete so honigsüß, daß Jaqueline bald begriff, wie dem Barbier darum zu thun sey, sie ihrem Meister abspenstig zu machen, und in seinen Dienst zu verlocken. Sich dessen zu erwehren, lobte sie ihren Herrn wie einen Heiligen, bis Raffal mit verdrießlichem Spott anhob: „Ach, wenn ich nicht wüßte, wer die Glocken stimmte! Der Nachbar versprach Dir die Ehe, nicht wahr, Du kleine Katze? läugne nicht, er hat mir's selbst gesagt. Aber, so wahr ich niemals ein Weib nehme, und nimmer eine Dirne mit einem Eheversprechen täuschen möchte, so wahrhaftig hält er Dir nicht Wort. — Und er darf es nicht," fuhr der Barbier mit steigendem Aerger fort; „ich verbiete es ihm, ich habe das Recht dazu. Wir haben uns deßwegen gezankt, heute gezankt. Blanche mischte sich hinein, und ich jagte sie davon. Auch Germain, nachdem er seinen Pastetenvorrath verkauft, lief in's Freie, wer weiß, wohin. Sey indessen getrost, er wird schnell wieder da und vernünftig seyn." Raffal schwieg, ging in der Stube auf und ab, lachte höhnisch, und spielte, wie um sich zu zerstreuen, mit allerlei blanken Scheermessern, die auf Tisch und Kasten lagen. Fröstelnd vor Grauen versuchte Jaqueline die Worte: „Ich schwöre Euch, Meister, daß ich nicht daran denke, meines Herrn Frau zu werden; schon bin ich eine Braut; aber, wollt mir sagen, wie es kömmt, daß Ihr dem Nachbar verbieten mögt, ein zweitesmal zu

freien?" Der Barbier kehrte sich im Nu um, musterte die Fragerin mit einem schiefen Blick, und versetzte: „Das versteht Ihr nicht, albernes Kind. Ihr seyd überlästig und neugierig, wie Alle Eueres Geschlechts. Wenn mir Euer zierliches Lärvlein nicht gefiele, so würd' ich nicht beim Nachbar Euch dulden." — „Es ist schon spät am Tage," meinte Jaqueline bange: „ich will mich auf die Bank vor unserm Hause setzen, und des Herrn warten." — „Noch ist's nicht spät, bleibt sitzen, Jaqueline." — „Vielleicht ist Meister Germain schon daheim." — „Nicht doch; er würde sein Liedchen singen, und mit dem Schneidmesser dazu den Takt schlagen. Jetzt ist die Stunde, wo er sein Pasteten-fleisch zu backen pflegt." —

Jaqueline wußte nicht, wie es kam, daß plötzlich in ihren Gedanken jenes seltsame Klirren wieder auftauchte, welches vom Grunde der finstern Badekammer emporgestiegen war. Deutlicher empfand sie, wie allmählig das Blut aus ihren Wangen wich, und sehnte sich inbrünstig aus dem Hause in den Sonnenschein. Der Barbier hatte ihr wieder den Rücken gekehrt, klimperte wieder mit seinen Messern, und das Mädchen näherte sich behutsam dem einzigen Fenster, das auf die Straße ging, um nach Hülfe zu schreien, wenn dem verdächtigen Nachbar einfallen sollte, eine Gewaltthat zu versuchen. — Sie irrte; der Barbier sann nicht darauf, ihr ein Leid zu thun, aber ein fürchterliches Lächeln stieg in seinem Gesichte auf, und mit widerlichem Behagen sprach er zu dem Mädchen: „Da besinne ich mich, daß mir ein köstlich Wildpret geschickt wurde, welches nicht für meinen armen Tisch sich ziemt. Germain soll es haben, als ein Zeichen, daß ich nicht mehr böse bin. Ich will sogar sein Freund bleiben, wie bisher, wenn Du mir versprichst, in meinen Dienst zu gehen." Auf glühenden Kohlen stehend, griff Jaqueline endlich nach Eva's

Erbtheil, nach List und Schmeichelzunge, indem sie beherzt antwortete: „Warum nicht, lieber Herr, wenn der Meister mich entließe...“ — „Ein Wort von mir, und es geschieht,“ sagte Raffal begierig: „Du wolltest also, mein Schatz? wann gedenkst Du, zu heirathen?“ — „O lieber Nachbar, in also schwerer Kriegszeit müssen wir armen Leute lang warten, und meines Verlobten Pflugschaar gewinnt nur sparsam, was für die Zukunft wir brauchen.“ — Der Barbier bezeigte seinen vollen Beifall, zog wieder sein Gesicht in lächelnde Falten, und sprach: „Gedulde Dich, ich bin gleich fertig fertig. Wir kosen dann noch ein Weilchen.“

Er ging geschäftig hinaus. Jaqueline wagte nicht, ihm zu folgen, aber die traurigsten Bilder durchkreuzten sich in ihrem Kopfe. Wohin sie schaute, ahnte sie Gefahr: eine Falle für Leib und Seele. Die umher liegenden Messer tanzten vor ihren Augen, der Tisch schien sich zu drehen, rothe Hände zogen lange Streifen über das weiße Brod, jeder Apfel in der Schüssel gestaltete sich zu einem grinsenden Kopfe. Sie drückte die Augen fest zu, und fühlte sich beschlichen von Ohnmacht, als mit einemmale der Barbier wieder vor ihr stand, und hastig fragte: „Was hast Du?“ — „Ich bin so müde,“ lispelte Jaqueline, sich ermannend, und Raffal versetzte: „Komm, Deine Gesundheit ist mir werth, und ich will Dich zu dem Nachbar hinüber lassen, die Thüre aufsperren, die unsere Häuser verbindet, wie die Wohnung zweier Brüder.“ — Mit zitternden Knieen trat ihm Jaqueline in den Hof nach. Er umfaßte sie, küßte ihre Wange, und sie erstarrte. „Wir werden uns besser vertragen lernen,“ sagte er lüstern: „geh aber jetzt, und ruhe, Deine Wange wird immer bläßer.“ Er schloß das Pförtchen auf, das in der Scheidewand angebracht war, und Jaqueline athmete freier, da sie den Fuß auf

ihres Meisters Grund und Boden setzte. „Nimm das mit Dir," sagte Raffal, indem er eine Kiste von starkem, braunem Leder in Germains Hof hinüber schob. „Stelle mein Geschenk vor die Werkstube Deines Herrn. Sage ihm, es sey ein seltener Braten, ein zartes Wild. Er hat den Schlüssel zu der Kiste; grüße ihn von mir." Jaqueline, die ihre volle Besinnung wieder hatte, da sie bemerkte, wie der Barbier den Kopf zurückzog, fragte muthig: „Ehe ich gute Nacht sage, wollt mir berichten, ob Ihr nach meiner Bitte das arme Waisenmägdlein heimgebracht?" — „Ja freilich," erwiederte Meister Raffal, indem er die Pforte schloß: „Das Kind befindet sich, wohin es gehört, ist gar nicht weit von hier. Guten Abend, und auf baldiges Widersehen!" Somit verstummte jenseits der gefürchtete Nachbar, und Jaquelinens erstes Geschäft war, die vielen Riegel vorzuschieben, womit das Thörlein gewaffnet war, die aber Germain heute alle offen gelassen.

An den hohen Rauchfängen glimmte noch der Abendstrahl; im Hause rührte sich kein Stäubchen. Jaqueline setzte sich neben die Küche, nachdem sie ihr Feuer angeschürt, legte den Kopf an den Treppenpfeiler, und weinte um so inniger, als ihre Thränen leise floßen. Noch nie, selbst am Grabe der Mutter nicht, hatte sie ihre Verlassenheit so gewaltig empfunden. Damals stand Ogier neben der Trauernden, sie zu trösten und zu halten, aber heute... ihre Brust ertrug kaum die Felsenlast, die sich so plötzlich darauf gewälzt. Wie fröhlich der Morgen, wie finster der Abend! Königlicher Prunk jenseits der Seine, diesseits das beklemmende Grauen einer Mörderhöhle! O, sie zweifelte nicht am Aergsten, seit das blutige Kleid der armen Blanche vor ihr Auge gekommen. Mit peinlicher Genauigkeit besann sie sich auf all' das Gerede müßiger Zungen, das schon hin und wieder bis zu ihr gelangt war. Dumpfe Gerüchte

hatten schon öfter den Barbier Raffal verborgener Unthaten beschuldigt. Während des großen Sterbens sollte er Vielen Gift gemischt, bei dem jämmerlichen Morde der Armagnacs unermüdlich mitgeschlachtet haben. Dann und wann sollten Leute, die sein Haus betreten, spurlos verschwunden seyn von den Dienstboten, die so schnell und unvermuthet wegkamen, wollte man keinen mehr je gesehen haben. Ging irgend in der Nachbarschaft ein Feuer auf, so deutete man verstohlen auf den Barbier; starb irgend Einer schnellen Todes, so mußte Raffal dabei gewesen seyn. Diesem steten Argwohn der Müßiggänger in der Altstadt war nur ihre Furcht vor dem Verdächtigten zu vergleichen. Niemand hatte gewagt, mit offener Rede und Frage hervorzugehen; ein Jeder zitterte vor den Blicken und Worten des Barbiers. Zwar drängten sich nicht mehr die Kundleute vor seiner Bude, sie mieden allgemach den Beargwohnten; aber nicht Mann noch Weib begegnete ihm, ohne ihn zu grüßen, und dem Himmel zu danken, wenn er gnädig den Gruß erwiederte. Er seinerseits kümmerte sich nicht um Kundschaft und Freunde; je schläfriger sein Handwerk ging, je wohlhäblicher wurde sein Hausstand, und täglich lieh er Geld zu hohen Zinsen aus, während noch vor kurzen Jahren seine Schulden größer gewesen, als seine Ausstände. — Was nun also schon längst ihm übel nachgeredet worden, sagte Jaqueline sich also getreu wieder, und mochte ihren eigenen Herrn nicht aus dem Spiele lassen, als einen gar zu warmen Freund des Barbiers, als einen gehorsamen Knecht desselben. „Was haben die Beiden zusammen? warum befiehlt Raffal meinem Meister? was ist dieses für ein Geschenk? welch' sonderbarer Behälter für ein Stück Wildpret?" — So lauteten die Fragen, die sich das Mädchen selber stellte, und es lief, die Kiste von allen Seiten zu betrachten. Nirgends aber eine Ritze, eine Spalte, welche

der Neugier beigestanden hätte, und wieder auf's Neue begann die feine Magd zu schluchzen, ihr unglückliches Loos zu bejammern, welches in die Nähe dieser wunderlichen Männer sie gebannt, und mit heißen Wünschen den lieben Ogier herbeizurufen, daß er sie befreie von den Stricken der nachstellenden Sünde, daß er Lügen strafe seine Verläumder. — Da hörte sie den Meister Germain nach Hause kommen. —

Die Thränenspuren von den Backen trocknend, empfing sie den Herrn, der mit verstörten Augen sie betrachtete, und langsam den Kopf schüttelte, da sie ihm erzählte, wie Herr Raffal sie in's Haus gelassen. Wie sie nun daran kam, des Barbiers Gruß und Botschaft auszurichten, fuhr der Pastetenbäcker merklich zusammen, blinzelte scheu nach der Kiste, und sagte mit erlöschender Stimme: „Genug, schon recht, laß gut seyn!“ Er ließ sich nieder auf die Brunnenstaffel, und fuhr wie oben fort: „Meine Glieder sind zerschlagen, ich bin allzuweit herumgelaufen, nahm mir nicht Zeit, einen kurzen Schlaf zu thun. Ich spüre, daß ich alt werde, und der Ruhe bedarf. Aber ich habe mit dem Himmel mich beredet, war in der Abtey St. Germain. Das verwünschte Handwerk treibe ich nur einige Monden noch. Dann ziehe ich aus der Stadt, an einen Ort, wo mich Niemand findet; auch nicht der frevelhafte Mensch, der Nachbar. Ach, Jaqueline...“ setzte er weich hinzu: „wenn Du mit mir gingest..., die Nesseln meines Wegs würden sich in Rosen wandeln!“ — „Ihr seyd betrübt und sehr sehr ermattet,“ unterbrach ihn Jaqueline unverweilt: „Verlangt Ihr nicht nach Speise und Trank? Es ist Essenszeit, und die Suppe schon beinahe fertig. Schmackhaft sind die heißgedämpften Bohnen mit dem frischen Eschlauch von Etampes. Befehlt Ihr?“

„Bringe mir, was Du willst,“ antwortete Germain

seufzend: „die Müdigkeit überwiegt den Hunger, aber ich bin noch völlig nüchtern, und bedarf der Stärkung, daß ich wacker sey zur Arbeit.“ — Die Magd eilte zu Herd und Kessel, und überlegte, ihren Dienst verrichtend, ob sie nicht die abgespannte, zerrüttete Stimmung des Meisters benützen sollte, einen Urlaub zu verlangen, oder ihre Entlassung zu erbetteln. Es war, als ob ihr Ogier von außen zuriefe: „Komm zur Heimath, wenn nicht Du verloren seyn willst mit mir zugleich!“ — In ihres Herzens Kümmerniß schaute Jaqueline besorgt nach dem Meister, und siehe, er war eingeschlummert, ausgestreckt auf der Staffel, den Kopf an die Brunnenschale gelehnt. — Soll ich ihn wecken? fragte sich das Mädchen zweifelhaft. Indessen rührte er sich von selber, dehnte die Arme, zog die Augenlieder weit auf, und that, wie Einer, der so eben vom Bette aufstehen will. „Ha, er wandelt!“ flüsterte die Magd, den Zeigefinger an die Lippen drückend, und sich erinnernd, wie sie den Meister schon einmal in der Nacht durch den Hof schreiten gesehen, und wie er sie derb gescholten, als sie ihn laut rufend aufgeweckt, daß er, gleichsam vom Blitz gerührt, zu Boden gefallen war. — Darum lauschte sie jetzo unbeweglich, und Germain richtete sich empor, indem er murmelte: „Es ist schon spät, ich hätte bald die Stunde verschlafen.“ Nun ging es steif zu der Küche, griff mit sicherer Hand nach der Lampe, die an ihrer gewohnten Stelle hing, that, als ob er die bereits flammende anzündete, und trug sie vorsorglich über den Hof, nach der Backstube. Jaqueline widerstand nicht dem Drange, auf seiner Ferse zu bleiben, und barg sich in Dämmerung, so gut sie konnte. Wenige Schritte von der Werkstube nahm der Pastetenbäcker den Schlüssel von seinem Gürtel; sein Fuß strauchelte aber an der Kiste des Barbiers. Ohne zu erwachen, bückte er sich, fuhr mit den Fingern über das Behältniß, und sagte

zufrieden: „Aha, Raffal hat mich wieder versorgt. Es war hohe Zeit, denn es mangelte mir die Waare.“ Den kleinen Schlüssel am Halsbande hervorziehend, fuhr er scherzend fort: „Was schickt er wohl? Ich brauche etwas Feines für die Tafel der Königin.“ Mit einem Ruck war die Kiste offen, und darinnen zeigte sich, o des Jammers, eine blasse, schöne Kinderleiche, nackt und zart, kaum leicht entstellt von dem Druck des tödtenden Stranges, der um den weißen Hals gewunden lag. Wie stockten Jaquelinens Pulse, wie krampfte sich zusammen ihr Herz! Sie hatte selber das am Morgen noch so blühende Geschöpf dem Henker überliefert. — Doch verursachte eben diese schreckhafte Lösung ihrer Zweifel, daß sie nicht mit einem Athemzug ihre Gegenwart verrieth. Gleichsam verwachsen mit dem Pfeiler, den sie umschlungen hielt, rührte sie sich nicht während des grausigen Auftritts, der sich nun begab, als Germain das arme todte Kind betastete, mit einer gewissen Lüsternheit den Mund verzog, und beifällig sagte: „Ha, wie so weich, wie flaumig diese Glieder! Eine Prinzenspeise, ein Königsbissen wird das seyn. Ich will mir viele Mühe damit geben, und erhöhen den Preis der Pasteten, die ich mit diesem köstlichen Stoffe fülle.“ Den Finger auf den Mund legend, setzte er hinzu: „Stille, Lieber; behalte das bei Dir, mein Knabe. Der Nachbar muß nicht Alles wissen, weil er so unbarmherzig in der Theilung knausert. Komm aber herein, mein Schäfchen, Du bist ein Engel, und Engelpastetchen will ich morgen mein Gebäcke nennen.“ — Er schleppte die Kiste in seine fürchterliche Klause, und verbollwerkte sich darinnen, wie gewöhnlich. Jaqueline, die bei seiner Entfernung wieder den freien Gebrauch ihrer Glieder erhielt, lief an den Herd, löschte das Feuer mit Hast, stellte die Schüssel mit Speise auf Germains Schwelle, flüchtete sich nach ihrer Dachkammer, tief unter die Decke

ihres Bettes, und hörte, gleich im Fiebertraum, daß der Meister unten räumte und handthierte, den Block rückte, und seine Arbeit begann, wie im Wachen. Die dumpfen Schläge des Beils dröhnten entsetzlich, Jaqueline glaubte zu vernehmen, wie des unschuldigen Opfers Gebeine darunter knirschten. Als hierauf das gellende Spiel der Hackmesser anhob, schwanden die Sinne der Gepeinigten in starre Betäubung hinüber, welche sich in todtenähnlichen Schlummer auflöste.

Zur selben Frist, da sich oben, mitten unter gespenstigem Gräuel, zwei Augen schloßen, erwachte unten plötzlich der Nachtwandler durch den Lärm eines niederfallenden Beils. Als seine Gedanken sich sammelten, daß er begriff, wie ihm sein altes Uebel wieder zugestoßen, und sich erinnerte, was seinem Schlafwandel vorausgegangen, lüpften sich auf seinem Scheitel die Haare. Das zerfleischte Opfer vor ihm, draußen die Magd... er zitterte vor Entdeckung und Verrath. Als gälte es jetzt schon sein Leben, rannte er in den Hof, in die Küche, und allmälig kehrte Beruhihung in seine Brust zurück, als er das Feuer ausgelöscht, die verkühlte Speise vor seiner Thüre fand, und, in den Speicher hinauftappend, durch die Ritzen der dünnen Verschlägwände die Athemzüge der schlafenden Dirne in sein begieriges Ohr saugte. „Gottlob!“ ächzte er, segnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und schlich des Weges, den er gekommen war. Die Stimme seines Nachbars drang zu ihm, die hinter dem Zwischenpförtlein redete: „Bist Du es nicht, Germain, welcher da herum geht? was bedeutet der Spaß, daß vor Deinem Freunde Du Dich einsperrst?“ — Ohne zu antworten, ließ Germain den Barbier ein, und Raffal erschien mit einer Laterne, einen groben Sack nach sich schleppend. Schweigend gingen beide nebeneinander in des Bäckers Werkstätte, und Raffal, mit einem

Teufelsblick nach der schauerlichen Arbeit schielend, begann: „Du hast schon angefangen? bist frühe bei der Hand gewesen, und ich sage Dir um so lieber, daß ich gerne unsern heutigen Zwist vergesse. Noch mehr; ich bringe einen neuen Beweis, wie gerne ich meiner Pflicht genüge, mit mir. Siehe dieses starre Frauenbild; das ist die Hülle meiner ehrlichen Blanche. Du sollst mir nicht zum zweitenmale zum Vorwurf machen, als theilte ich mir zu, was ich Dir verbiete. Wir haben uns gelobt, nicht zu heirathen, nicht zu liebeln, damit unser Handwerk nicht an verrätherische Weiberzungen geplaudert werde. Deiner Heirathsgrille stellte ich heute unsern Pakt entgegen, Du schaltst mich einen Buhlen meiner Dirne. Hier meine Antwort; ein Dolchstoß warf die Kreatur zur Erde, und weil sie beim Entkleiden noch zu leben schien, stürzte ich sie in meine scharfen Räder. Da, ich schenke sie Dir und den Leckermäulern von Paris."

Die Grausamkeit des verhärteten Bösewichts drang wie ein glühendes Eisen in Germains Seele; unwillkürlich dachte er an Gebet und jüngstes Gericht. Raffal setzte sich kaltblütig neben seine Gemordeten, die Rede bedächtig weiterspinnend: „Eine Ehre ist die andere werth, lieber Freund. Ich opferte Dir meine treue Blanche, opfere mir Deine verführerische Jaqueline. Bebe nicht, drücke muthig Deine Augen zu. Fürwahr, der Pakt muß vollzogen werden, oder es geht uns beiden nicht gut." — „Was willst Du mit dem armen, unschuldigen Mädchen?" fragte Germain kleinlaut. — „Gib sie mir, weil es Zeit ist, daß sie aus Deinem Hause kommt. Du bist zu schwach und unvorsichtig; thut sie einen Blick nur in Deine Werkstatt, so ist's um Dich geschehen. Ich erbiete mich, in meiner Wohnung sie fein beschlossen zu halten, bis, ohne Aergerniß zu erregen, sie von der Welt verschwinden kann." — Der

eifersüchtige Germain glaubte jetzo des Barbiers schlaues Lächeln zu durchschauen, und widerspenstig entgegnete er „Dir meine Jaqueline, Wollüstling? daß ihrer Unschuld Mörder Du würdest, bevor Du ihr Leben raubtest? nein, nein und nimmermehr. Ich trotze jeder Gefahr, will mich lieber selbst dem Prevot ausliefern, ehe ich in diese Schandthat willige." — „Was denn bist Du gesonnen?" fragte Raffal mit bitterem Verdruß: „Willst Du, mir zum Trotz, Deine Hochzeit halten? ich warne Dich, Du kennst mich. Sey auf Deiner Hut wie Du magst, aber das Spiel dauere noch so lang, ich gewinne es doch. Erinnere Dich, wie Du arm warst, und nur ich Dein Glück begründete; aus der Hungersnoth, aus dem großen Sterben lockte ich mit kühnem Rath die Blüthe Deines Wohlstandes; und war ich's denn nicht, der, nachdem jene Geißeln ruhten, mit geschickten, muthigen Händen fort und fort die seltene Kost lieferte, welche des Himmels Streiche nicht mehr in unsere Küche jagten?"

Germain zerkrallte sich die Brust mit scharfen Nägeln, und seufzte: „In welche Höllenketten hab' ich mich verwickelt! Was frommt mir jetzo der Reichthum, den ich einem Mörder danken, mit einem Mörder theilen muß? mit einem Verbrecher, der mir die härtesten Gesetze vorschreibt? Und dennoch hab' ich selber kein Blut vergossen, dürfte vielleicht noch hoffen auf Vergebung....!" — „Halt' ein, guter Freund," unterbrach ihn der Barbier mit vernichtender Drohung: „woher dieser Selbstbetrug? meinst Du, der Himmel werde Dich begnadigen, den Mitwisser dieser verborgenen Thaten? oder, Dir werde Heil widerfahren von dem König und des Königs Richtern, welche Du fütterst, wie Menschenfresser? Du dauerst mich; aber Deinen Hochmuth will ich aus dem Hinterhalte jagen. Du lügst Dir vor, Du seyest besser als ich, weil ich stets han-

delte, wo Du nur rechnetest? ich will, daß sie aufhöre, diese lächerliche Lüge. Gib mir eine Probe Deiner guten Gesinnung. Jaqueline muß sterben, oder Dir genade Gott. Hältst Du mich jedoch für einen Verführer, zitterst Du für ihre Unschuld, und begehrest, daß sie rein, wie die Sonne, zum Himmel fahre, so verrichte selbst die That." — „Ich will's," sagte Germain eifrig, ob er gleich weniger an den Mord dachte, als vielmehr an die Möglichkeit, binnen der gewonnenen Zeit Jaquelinens Leben zu retten. Der listige Barbier täuschte sich nicht über diesen falschen Eifer, und fügte mit dem entsetzlichsten Gesichte hinzu: „Hoffe nicht, mich zu hintergehen. Jaquelinens Flucht wäre Dein Unglück; Du würdest für sie einstehen müssen. Also mache den ehrlichen Mann, und spätestens morgen um diese Stunde will ich der vorwitzigen Dirne das letzte Gebet halten." — Germain, dessen Kniee schwankten, hielt sich an der Tafel, nickte stumm mit dem Kopfe, und Raffal erhob sich, wegzugehen. Nach einigen Schritten kehrte er um, und sagte grinsend zu seinem würdigen Freunde: „So können wir morgen eine stille Hochzeit feiern. Du schaffst die Braut, ich schaffe den Bräutigam. Bevor man diesen Abend die Feuerglocke läutete, rief mich ein Bursche in die Schenke zum rothen Schilde. Sitzt da nicht ein Bauerlümmel von einem Klosterleben bei Maux? fordert er nicht von mir ein sechzig oder siebenzig Pfund, die ich seinem verstorbenen Vetter schulde? Ich hab' den fürwitzigen Thoren auf morgen zum Imbiß eingeladen, und will ihm eine Rechnung legen, daß dem Burschen Hören und Sehen vergeht." — Mit diesen Worten entfernte sich der Barbier, und Germain starrte ihm nach, wie ein Verdammter trostlos in die Ewigkeit des dunkeln Pfuhls schaut. Die ganze Nacht hindurch rührte er nicht die fleißigen Hände, schlug er nicht an das muntere Lied, und da schon am frühen

Morgen Knechte und Mägde vor seiner Bude sich versammelten, um zu kaufen, um zu plaudern, fanden sie die Bretter leer, und Germain versicherte schlaftrunken und müde, eine Hexe müsse das Loos über ihn geworfen haben, denn Alles sey ihm verbrannt und verunglückt. Sobald Jaqueline herunterkam, band er ihr auf die Seele, des Hauses zu warten, dasselbe mit keinem Fuße zu verlassen, und streckte sich auf sein Lager, zufrieden mit der Unbefangenheit des Mädchens. Jaquelinens Ruhe war jedoch erkünstelt, und all' ihr Sinnen und Trachten ging dahin, so schnell als möglich von Paris zu entfliehen. Wie aber dieses bewerkstelligen? Ihre Einbildungskraft schilderte ihr den Barbier, stets bereit, ihre Spur zu verfolgen, stets Wache haltend auf seiner Schwelle. Jedermann — so dachte sie — würde auf ihrer Stirn den Vorsatz zu entkommen lesen. Schutzlos stand sie da, und zitterte, von der Obrigkeit die nothwendige Hülfe einzutauschen gegen das arge Geheimniß, dessen sie theilhaftig geworden. — Germain sollte nicht durch ihre Schuld zu Grunde gehen. Unschlüssig wanderte sie hin und her, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Gasse, wie der eingesperrte Vogel, der seinem Käfig entrinnen möchte, zuvor eine lange Frist versäumt, spähend, ob nicht ein Geier in der Nähe. Die innere Stimme rief dem Mädchen zu, die Stunde nicht verstreichen zu lassen, und, sich zu erstarken mit einem Wort, sagte sie für sich: „Mit Gottes und der heiligen Jungfrau Beistand will ich's wagen!“ legte alles Geräthe treu und ordentlich zusammen, zog die starken Schuhe an, warf das Tuch über die große Haube, und rief, an Germains Kammer vorübergehend, demselben im Herzen ein Lebewohl. Denn es verknüpft eine geheimnißvolle Fessel jedes fühlende Weib selbst mit dem ungeliebten Manne, wenn dieser freundlich und bescheiden, obschon unglücklich,

um Liebe geworben; den Verbrecher sogar verläßt nicht der Frauen Mitleid, wenn er nur ihrem Werthe gehuldigt.

Den vorbereitenden Schritten folgte alsbald der entscheidende, und dem Mädchen thaten sich alle Himmel auf, als dicht vor dem Hause ein Mann stand, der mit scheuer Neugier zwar vorüberfliehen wollte, aber eingewurzelt blieb vor der Jungfrau, welche die Arme ausbreitete, und rief: „Ogier, mein Freund, mein lieber Bräutigam, Dich führt ein Engel her!" Da war jeder andere Gedanke versunken, da erinnerte sie sich nicht mehr der Gefahr und der fluchwürdigen Thaten, denen sie entspringen wollte; in die Mordhöhle zurück zog sie den Fuß, der schon den Boden der Freiheit betreten, nach sich mit liebevoller, treuherziger Gewalt zog sie den Verlobten, um zu kosen im dunkeln Gange, wohin der Nachbarn zudringliche Augen nicht reichten! und hier, nicht gestört von Zeugen, gingen Frage auf Frage, Liebeswort und Liebesschwur von den Lippen der Seligen, eben so viel Pfeile in Ogier's Brust. Auch in dem Jüngling loderte gewaltsam die Flamme der Freude; aber eine peinliche Verlegenheit bemeisterte sich seiner, daß er ungeschickt die gerissene Mütze mit der reichen Schleife in seinen Händen drehte, und schier nichts antwortete, als: „Du liebe Jaqueline, wie gut Du bist! wie ich vergnügt bin, Dich wieder zu sehen!" Bis endlich seine Zurückhaltung selbst der wonnetrunkenen Braut nicht verborgen blieb, daß mit einem Seufzer sie fragte: „Was bedeutet es, mein Freund, daß Dein Gesicht so ernsthaft, und so träge Dein Mund, während der meinige von Entzücken überfließt?" — Worauf Ogier nach vielem Zaudern und wiederholten Bitten des Mädchens endlich versetzte: „Sieh, meine Gute, die Schätze, die unser Herr, der König, im Thurm des Louvre aufbewahrt, wären mir nicht theurer, als Dein Gruß und Kuß; aber dennoch gäbe ich meine

rechte Hand dafür, wenn ich nimmer Dich gesehen hätte. Jaqueline, gib mir das Wort zurück, entlasse mich meines Versprechens. Wohl starb der Vetter, und ließ mir ein feines Erbe, aber meine Schwester geht zur Halbscheid drein, und alle meine Verwandten sagen mir, ich müsse nach einer reichen Braut mich umthun. Ich habe viel gekämpft mit ihnen und mit meiner herzlichen Liebe zu Dir; aber, Jaqueline, es muß seyn. Weine nicht, und schlage nicht die Hände über dem Kopf zusammen; Du quälst mich, ohne daß ich's ändern könnte." Selber schluchzend, fügte der Bursche bei: „Du kennst meine Schwester, sie ist ein böses Weibsbild, und mag ein glücklich Hauswesen nicht in ihrer Nähe sehen, weil sie mit ihrem Manne unglücklich war. Du würdest ein Höllenleben neben ihr führen, Dich grämen bis zum Tode, mich nicht mehr leiden können, um der Schwester willen. Dringe also nicht auf unsere Heirath, und ich will Dir gerne hehlings in blankem Geld ersetzen, was der geizige Vetter Deiner Mutter genommen hat."

Die tiefste Wunde im Herzen, starrte Jaqueline den treulosen Verlobten an, der seinerseits vor Wehmuth sich nicht zu fassen wußte, und zitterte wie Espenlaub. Mit eiskalten Lippen stammelte sie: „Du hättest ein vornehmer Herr werden sollen, oder ein reicher Abt, denen es nichts kostet, ihr Wort zu brechen, und ein unglückliches Geschöpf zu Tode zu martern. O, geh hin, Du hast von mir nichts zu befürchten. Ich gebe Dir den Eid zurück, und will Gott bitten, daß er ihn vergesse. Wir wollen uns friedlich trennen, und mein heftigster Schmerz wird seyn, daß Du ein Lügner wurdest, nachdem Du ein Treuloser geworden warst. Deine Schwester, Deine Verwandten? o schweige; wenn Du mich noch liebtest, würdest Du ihrer nicht achten, so wie ich sie auch nicht fürchtete, wäre ich Dein glückliches

Weib. Gestehe lieber, daß Dich der Reichthum verführte, daß eine andere, schönere Dirne mir Dein Herz entwendete. Gestehe dieß, und ich will Deiner Schwachheit vergeben, was ich Deiner Lüge nicht verzeihe." — Sie hielt erschöpft inne, kreuzte die Hände auf dem Busen, sah mit stiller Verzweiflung zum Boden. In der Seele des Bräutigams arbeitete jedoch ein anderes Geständniß sich zu Tage, so daß er bekümmert ausrief: „Ich habe erwartet, daß mein Muth vor Dir zu Grunde gehen würde. Wäre ich doch nimmer Dir begegnet! Deine Stirne so unschuldig, Deine Rede so zart und süß....! Wenn ich der Unschuld nur glauben dürfte, wenn die süße Rede doch nicht ein Hexentrank wäre, mich einzuschläfern! Wehe mir, daß ich die Wahrheit reden soll, Dich zu betrüben, Dir zu entdecken, daß wir auf unserem fernen Dorfe auch wissen, was in Paris vorgeht! wehe mir, daß ich Dich anklagen muß, wo nur ich der Schuldige seyn möchte! Schaue mich nicht so verwundert an, denn ich verwirre mich vor Deiner Verstellung. Sieh dort hin, in den Winkel, ich will die Augen niederschlagen, und das harte Wort versuchen. Ich bin ein Lügner, aber ein gutherziger. Was ist es eigentlich, das mich von Dir scheidet? Mußte ich nicht hören, daß ein lockerer Wüstling in mancher Verkleidung mit Dir geht auf Märkten und Straßen, und nicht von Dir abläßt? Erfuhr ich nicht, daß Du eines ledigen Mannes Haus besorgst, und ihm mehr geworden bist, als eine Magd? O, Jaqueline, ich habe nicht den geschwätzigen Zungen unserer Landsleute geglaubt, aber hier, in diesem Viertel selbst, Deine Nachbarn, die Leute in der Herberge, wo ich einkehrte...., alle haben mir die böse Kunde wiederholt....; lasse mich von dannen, ehe ich weinen muß, wie ein kleines Kind!" — Er verhüllte sich Stirn und Augen, wollte fort; und mit erneuter Hoffnung, mit doppelter Liebe —

sein Schmerz verrieth ja, wie heftig er an ihr gehangen — hielt sie den getäuschten, eifersüchtigen Verlobten zurück. Da erschien unversehens in des Paares Mitte Germain, finster wie ein böser, grollender Geist. „Also hütest Du mein Haus?“ fragte er mit dumpfer Stimme: „Thür und Angel offen? Fremdes Volk mit Dir im Verständniß? Diebstahl oder Liebelei, was brütet ihr?“

Jaqueline sah nur in Ogier's Antlitz, vergaß, dem strengen Meister zu antworten. Der Landmann wurde verlegen vor dem herrischen Pariser Bürger, und stotterte, daß er nicht von ferne an das Stehlen denke; er sey ein wohlhabender Lehenbauer von St. Fiacre, und ganz andere Dinge als Raubsucht und Gaunerei hätten ihn nach der Hauptstadt geführt. Um so wilder fuhr der Pastetenbäcker auf: „Was denn, wenn's beliebt, zwilchjäckiger Baron? eine Buhlschaft also? Jaqueline, Jaqueline! hab' ich das um Dich verdient, ich, der sanftmüthigste, der liebevollste aller Dienstherren?“ — Germain's Blick wurde bei der Wendung, die er seiner Rede zu geben wußte, so zärtlich, so bedeutsam, daß mit verdoppeltem Stachel die Eifersucht des armen Ogier's Gehirn durchwühlte, und er im Tone des Vorwurfs zu Jaqueline sprach: „Hörst Du, Heuchlerin? Soll ich nicht glauben, was meine Augen sehen, was mein Ohr vernimmt?“ Das Mädchen wollte sich rechtfertigen; Germain schnitt ihr das Wort vom Munde, indem er trotzig ihr befahl, nach der Küche zu gehen. Weinend schlich sie einige Schritte von dannen, während Ogier, obwohl noch beherrscht vom heißquellenden Zorn, mit trockener Biederherzigkeit zu Germain fortfuhr: „Vergebt, mein Herr, und scheltet nicht meine Unhöflichkeit. Wir Bauern reden so gerade von der Brust weg. Die Jaqueline war einmal meine Verlobte...., so lange sie rechtschaffen, das heißt, nicht in Paris gewesen ist. Nun, ich mache Euch

kein Verbrechen daraus, daß Ihr sie liebgewonnen; sie ist hübsch, wie unsere liebe Frau. Aber ich will sie nicht heimführen, und hätte sie gar nimmer heimgesucht, wenn nicht ein böser Zufall in's Spiel gekommen wäre. Glaubt mir; ich schlich ihr nicht nach. Ich kam an sie von ungefähr, da ich just nach Herrn Raffal, dem Barbier, fragen wollte, der unfern wohnen soll, und mit welchem ich ein klein Geschäft abzuthun hätte." —

Als Jaqueline des Nachbars Namen hörte, lauschte sie erschrocken, zog die Schürze vom Gesicht. „Willst Du gehen?" schnaubte Germain sie an, und sie stellte sich, als wolle sie gehorchen, ging aber nicht vom Fleck, und hörte ferner, wie der Pastetenbäcker freundlich zu Ogier redete: „Herr Raffal?" Ei, der wohnt gerade neben an. Mit zwei Schritten seyd Ihr bei ihm. Ein wackerer Mann und kunstfertiger Bader. Leidet Eure Gesundheit, guter Freund? Raffal's Schröpfköpfe thaten oft schon Wunder." — „Behüte," versetzte Ogier bitter lächelnd, „meine Glieder sind rüstig und wohl auf, und dem kranken Herzen hilft nicht Bad noch Schröpfen. Im Gegentheil will ich mit gesundem Hunger dem Imbiß Ehre machen, wozu Herr Raffal mich geladen, vertrinken meine Grillen, verplaudern meine Traurigkeit. Ich hab' ein wenig Geld von dem Barbier zu empfangen, und der rechtschaffene Schuldmann versprach mir Zins und Mahlzeit obendrein." — „Ach!" klang ein schmerzhafter Seufzer aus Jaquelinens Brust, und Germain, der sich zornig umdrehte, bemerkte, wie sie dem unbefangenen Ogier ein heftig Zeichen gab, auf seiner Hut zu seyn, der Einladung nicht zu folgen. „Bei Gottes Blut," donnerte der Meister nun mit geballter Faust: „Du überläßiges Geschöpf! soll ich Gewalt brauchen, daß Du mir gehorchest?" Unsanft drängte er sie in den Hof, und sagte dann, zu Ogier umkehrend: „Ich

besorge, daß Eure Landsmännin mit ihrem Verstand nicht allzuwohl stehe. Was haltet Ihr davon?" — Worauf der junge Bauer in tiefer Betrübniß: „Das macht das Gewissen, Herr. Der Mensch thut freilich nach seinem Willen, aber hintendrein kömmt die Reue. Lieber Herr, macht es wohl mit dem Mädchen. Es kann sich noch bessern, und wird etwa noch eine treffliche Frau, wenn Ihr mit ihm ehrlich verfahrt. Ich selber will mich freuen, wenn Ihr Jaqueline heirathet, und mir zum Troste denken, daß so viel Glück mir nicht vom Himmel beschieden war." — Ogier's Thränen floßen reichlich. Germain fühlte sich bewegt, niedergedonnert von der Rührung des Natursohns, der gesenkten Hauptes den Weg nach der Gasse suchte. Indem Germain ihm die Thüre des Nachbars zeigte, sagte er zu ihm: „Lebt wohl, Biedermann. Alles wird gut gehen, und einem Jeden ist seine Zukunft von Ewigkeit bescheert." Wie er jedoch den Rücken gewendet, und sein Haus wieder betreten hatte, fiel ihm der heuchlerische Abschiedsgruß so bleischwer auf's Gemüth, daß er schaudernd vor sich hinmurmelte: „Alles gut gehen? unter Raffal's scharfen Messern? Die Zukunft des unbeholfenen Bauerjungen ist mir wohl bekannt, aber die meinige...?" Da gedachte er des warnenden Winks, den Jaqueline gegeben, und jedes seiner Haare zitterte vor Angst. Schnell suchte er die Dirne auf, traf sie, wie sie händeringend in dem Hofe auf- und niederging, die Augen voll Wasser, den Busen voll Leid. „Welch' ein Betragen!" schalt er, wenn gleich mit unterdrücktem Grimme: „Mädchen, was soll ich von Dir denken? Was bedeutete das Zeichen, welches Du dem ungetreuen Buhlen machtest? was der warnende Laut aus Deinem Munde?" Die Stunde war so dringend, daß Jaqueline, weiterer Verstellung nicht mächtig, unbesonnen erwiederte: „Ihr wißt's, Meister, und Gott wird richten,

denn Leben für Leben ist gezählt!" Worauf Germain's Angesicht sich streckte und seine Augen einsanken, wie bei einer Leiche. „Du bist närrisch und ein wandelndes Räthsel," entgegnete er gezwungen. Dann nach einer langen Pause: „Ueber thörichter Mägde Träumereien darf das Haus nicht vergessen werden. Der Müller wird binnen einer Stunde kommen, das Korn zu holen. Geh' hinauf zum Speicher, geh' voran mit dem Maaße, und rüste die Säcke. Ich folge gleich, das Korn einzuschütten, und Du hilfst mir." —

Der Meister wandelte nach seiner Werkstube; willenlos gehorchte Jaqueline seinem Gebot. „Sie weiß etwas, sie weiß zu viel, Raffal hat wie ein Prophet gesprochen, sie muß sterben, damit sie schweige!" brauste es in Germain's Ohren, und im Angesicht der Gefahr die feigherzige Schwäche mit Mordlust vertauschend, wetzte er ein langes Messer und bedachte, während die Klinge sprühte, wohin, ob in's Herz, ob in die Kehle, der Streich am sichersten zu führen sey. — Jaqueline saß indessen, fieberhaft glühend, unter dem schwülen Dache, und wartete des Herrn. Aber ihre Sinne waren drüben beim Nachbar, beim Geliebten, der blind in's Netz des Mordes lief, und ihr selber perlte auf der Stirne der Todesschweiß. „O Jesus, und Du, heiligste Mutter! es geht mit ihm zu Ende, und ich kann nicht helfen! gewißlich zahlt ihm der Barbier die Schuld mit seinem eigenen Blute! Und ich, die Einzige in dem großen Paris, weiß um seine Gefahr, und sitze hier, verlassen und gefangen!" So stöhnte sie, und fuhr empor; eine unsichtbare Hand drängte sie von dem Speicher hinab. Auf der halben Treppe konnte sie nicht mehr von der Stelle. Verzweifelnd suchte sie in ihrem Kopfe einen Vorwand, in's Haus hinunter zu steigen; um keinen Preis der Erde fiel ihr der Vorwand ein. „Wo bleibt der Herr?" keuchte sie, wieder

hinaufspringend: „ist auch er hinüber, dem Mörder zu helfen?“ Sie rannte zu einer Dachlucke, die nach dem Hof ging, rief hindurch nach dem Meister, und dieser antwortete wie aus dem Grabe: „Geduld, mein Kind! ich bin alsogleich bei Dir!“ — Seine Antwort begleitete der schrillende Ton des rollenden Schleifsteins, und Jaqueline vernahm den Ton, sank muthlos in die Kniee, und flüsterte: „Ich habe meinen Mörder gerufen; er wetzt den Stahl für meine Eingeweide, ich ahne das. Und drüben stirbt Ogier!“ — Der Name verlieh ihr neues Leben, ihr Auge irrte durch die Lucke über das Dach, ihr Blick tauchte in des Barbiers Hofraum. Sie gewahrte den Bader, der ihren Verlobten freundschaftlich bei der Hand hielt, der ihn unter falschem Scherz und Lachen nach den gefährlichen Badkammern geleitete. So nahe schon dem Tode, den zermalmenden Rädern! Beispiellose Angst riß an den Sehnen in Jaquelinens Hals und Brust. Noch kurz vorher hatte sie kaum Germain zu rufen vermocht; jetzo entwand sich ein fürchterlicher Schrei ihrer Kehle. „Ogier, um der ewigen Barmherzigkeit willen, Ogier, halt ein!“ Sie fuhr zusammen vor ihrem eigenen Geschrei. Ogier stutzte, Raffal starrte umher mit offenem Munde. Sie entdeckten jedoch die Warnende nicht, denn auf ihren Knieen schleppte sich diese nach dem Ausgang des Speichers, ohne zu wissen, wohin, noch was zu thun.

Aber auch Germain war nicht taub, und Jaquelinens Stimme klang ihm wie Todtenposaunen. „Das sey ihr Letztes!“ murrte er, entbrennend von jachem Blutdurst, ergriff das Messer, stürzte hinaus. Am Fuß der Treppe rollte in seinem Ohre ein donnerähnliches Geräusch. Man stieß von außen hart an die Hauspforte, daß die hölzernen Pfeiler des Vorsprungs bebten. „Des Königs Steuerbote!“ rief's dazwischen: „Die Steuer zahlet sonder Verzug!“ —

Die ungelegenen Mahner sich vom Halse zu schaffen, ging er schleunigen Fußes, aufzuthun, nachdem er mit einem groben Fluche der Magd geboten, Ruhe zu halten. — Wie staunte er, da nicht der Steuerknecht allein, sondern auch ein junger, ritterlich gekleideter Mann mit seinem Pagen und Mantelträger auf ihn eindrangen. Der Bote verlangte Geld, der Ritter begehrte nach einer Dirne. „Zwei Pfund Parisis!" schrie der Eine; „Jaqueline Violette, wo ist sie?" fragte der Andere. Und Germain entgegnete, den Seckel schüttelnd, nach einer Seite: „Sogleich, mein Freund, sogleich!" und nach der andern mit scheelem Blicke: „Was kümmert Euch die Magd?" — „Ich bin ihr Herr, sie ist meine Leibeigene. Muß sie sehen, muß sie sprechen. Herbei mir ihr." — „Verwegener Ueberdrang, helft mir, Bote des Gerichts, und weist den übermüthigen Junker ab!" — Der Bote schüttelte den Kopf vor dem Lilienschilde, das der Persevant an seinem Aermel trug, und dessen Begleiter, grob wie alle Herrendiener, schwangen ihre Stöcke mit der Drohung: „Du wagst, dem Herrn von Capitau zu widerstehen, Du Geck von einem Bürger?" — Worauf Armand trotzig fortfuhr: „Meine Leibeigene ist zu schön und zart für Dein schmutzig Haus. Ich fordere sie zurück, will selber für das Mädchen sorgen. Platz da, und sperre Dich nicht. Meinst Du unser zu spotten, weil Du einen Giebel hast, der auf die Gasse schaut?" —

Der Persevant, wie dazumal die Edelleute in Paris zu schalten pflegten, als ob er für den König das Prisenrecht*) zu üben hätte, warf den Pastetenbäcker zur Seite in die Klauen des Steuerboten, der ihn festhielt, und stürmte

*) Die Beamten des königlichen Hauses, so wie der Prinzen vom Geblüt, fielen, so oft es die Noth erforderte, oder der Muthwille für gut fand, in die Wohnungen der Bürger und Bauern ein, und nahmen, gewöhnlich ohne alle Vergütung, daraus hinweg,

mit dem Gefolge in's Innere des Hauses. „Jaqueline, Jaqueline Violette!“ rief er, spähend nach allen Seiten. Der Page deutete nach der Treppe. Ein Wesen voll des Jammers war dort ausgestreckt, und zeigte auf die Scheidemauer des Nachbarhauses, aus erschöpfter Brust ächzend: „Nicht mich rettet jetzt, schöner Herr von Capitau, den der heilige Michael hieher gesendet; dort ist Hülfe nöthig: hinter jener Pforte ringt das Leben mit dem gierigen Tode!“ Neben Jaqueline auf die Kniee sinkend, aufzurichten die Unglückliche, winkte der Persevant seinen Gefährten. Der Mantelträger hieb mit seinem Streitbeil in das Zwischenthürlein. Der flinke Page kletterte über die Mauer, folgte mit vorgehaltenem Dolche einem dumpfen Lärm, der aus der finstern Mordkammer drang. Welch' ein Anblick! Auf der Schwelle der Ewigkeit, am Rande der grausenhaften Tiefe, welche offen gähnte, worinnen die blutigen Räder sich wälzten, rangen zwei Männer im einsamen Kampfe. An Hals und Arm verwundet von dem Stahl des Barbiers, dem heute der Streich fehl gegangen war, sträubte sich Ogier gegen die Gewalt der Fäuste, die ihn zum Abgrund stießen. Armands Page rettete ihn, der schon mit einem Fuße über der Tiefe schwebte. Der meuchlerische Barbier, im Rücken angegriffen, stürzte in die feindlichen Arme des Pagen und des Mantelträgers. —

Jenseits wurde indessen das Haus erfüllt von neugierigem Volke, herbeigelockt durch Armands und Jaquelinens Hülferuf, durch das wüthende Gebrüll des Meisters, der sich verloren sah. Im Nu war die Werkstube erbrochen, entschleiert das fürchterlichste Geheimniß, erbrochen die Gruft

was nur immer ihrem Herrn anständig seyn mochte: Betten, Victualien, Geräthe, Feldfrüchte, Stallbedarf u. s. w. — Diese barbarische Sitte, unter Karl V. und Karl VI. bereits ermäßigt, kam erst unter Karl VII., nach Vertreibung der Engländer, völlig ab.

der entweihten Gebeine, und, die gaffende Neugier mit blinder Raserei vertauschend, quoll des Pöbels wachsende Menge hinüber zu Raffal, fand die Räder voll Messer und Blut, die Kammer voll von Kleinodien und Gewändern der Ermordeten, und die Knechte der herzueilenden Prevot wagten ihr eigenes Leben, um das Daseyn der Mörder zu schützen, und sie an Händen und Füßen gefesselt nach der Conciergerie zu bringen. Nun kehrte sich die Wuth des Volkes gegen die Häuser der Verbrecher, und ehe der Abend kam, waren beide bis auf den Grund zerstört, und dem Boden gleich gemacht. — Mitten unter den stürzenden Trümmern, mitten unter des Tages gränzenloser Verwirrung, fanden sich Ogiers und Jaquelinens Herzen wieder zusammen. Zu den Füßen der Erretterin beweinte der Jüngling seinen falschen Verdacht; in seinen Armen verzieh ihm die Gekränkte, und der Herr von Capitau, wenn gleich nicht in den lautersten Absichten gekommen, war großmüthig genug, seiner Rührung nachzugeben, und wahr zu machen, was er in des Königs Schlosse seiner Unterthanin zugesagt mit seinem ritterlichen Wort.

II.

Der Krieg, das gefräßige Ungeheuer, umgürtet sich mit doppelter Schrecknis, wenn seine Schwerter in die Brust der allersüßesten Mutter hauen, seine Klauen die geliebte Heimath zerreißen. Ein unseliger Zwist, welcher den Bruder gegen den Bruder hetzt, jeden Gau des Vaterlandes zum wilden Feldlager macht, und der blutgierigen Streiter Sinne dergestalt verwirrt, daß sie nicht mehr wissen, warum der Kampf entbrannte, preisgegeben der Willkür ihrer Parteihäupter. Dann bedarf der Hader nicht mehr

des Vorwands, unter jeder Fahne sammeln sich grausame Schaaren, Alle gestatten sich Alles, Treulosigkeit wird zur kriegerischen Tugend, den Meuchelmord nennen sie Tapferkeit, und die blutige Saat erzeugt sich stets auf's Neue.

Das schöne Frankreich, im Begriff, zu einem großen Ganzen zu erstarken, war seit geraumer Zeit allen Gräueln der Bürgerfehde anheimgefallen. Ein verrückter König, schon in seiner Jugend von seinen übermüthigen Oheimen mißbraucht, eine entmenschte Königin, die unnatürlichste Mutter ihres Sohnes und ihres Landes, ein leichtsinniger Dauphin, beherrscht von habsüchtigen Baronen, ein ehrgeiziger Herzog von Burgund, welcher die Krone seines Lehensherrn zu seinem Spielwerk machte, ein tyrannischer Bundesgenosse, der wie der Löwe zu theilen begehrte — alle diese Menschen boten sich die Hände, Frankreich zu verderben. Ein Einziger von ihnen wäre schon genug gewesen, es zu vollbringen. Der Zwang und die Bedrückung der herzoglichen Vormünder des minderjährigen Karl hatten den Aufruhr der Pariser erzeugt; dieser die Judenschlacht, das Gemetzel der Hammerbrüder, die Erniedrigung des Königthums, den Wahnsinn des Fürsten, welcher den Burgundier zur Gewalt rief, daß er ohne Scheu den Herzog von Orleans ermordete, woraus der grimmige Kampf der Burgundier und Armagnacs sich entspann, dem die Erwürgung der Letztern folgte, woraus wieder der niederträchtige Mord kam, als dessen Opfer auf der Brücke zu Montereau der Herzog von Burgund fiel, da er vermeinte, Frieden schließen zu wollen; und diese scheußliche That war der letzte, glühendste Brand, der die Feuersbrunst in allen Provinzen entzündete, die Engländer als Herren in das Land rief, und ein solches Maaß von Unheil über die schuldigen Häupter und das unschuldige Volk ausschüttete, daß Aehnliches seither nicht mehr gesehen wurde. Was des

Königs Partei verschonte, zertrümmerten die Anhänger des Dauphins; was der Raubgier der Burgundier entging, plünderten und verwüsteten die feindseligen Fremdlinge, und zwischen diesen wuthschnaubenden Heerhaufen führten, auf eigene Gefahr, heute unter diesem, morgen unter jenem Panier, die schwarzen Banden, die Menschenschinder, die freien Fähnlein den Vertilgungskrieg. Jeder beutelustige Bannerherr steckte sein Feldzeichen auf, warb eine freche Schaar Abenteurer; zum Theil aus fernen Landen, deutsche Reiter, flandrische Fußknechte, savoyische Schützen; zum Theil französisch Volk. Leibeigene und Freie dienten diesen Hauptleuten aus dem Stegreif, denn schier fand sich Niemand mehr, der seinen Acker bestellen wollte, weil dem Bauer nicht eine Rübe sicher blieb als Eigenthum.

Nur einzelne Punkte des Landes grünten noch wie die Bauminseln der lybischen Wüste. Sie verdankten ihren Frieden der Gottesfurcht oder dem Aberglauben. Nicht Freund noch Feind hatte gewagt, die Hand nach ihnen auszustrecken. Unter diesen Oertern, der Andacht geweiht, war auch das Dorf St. Fiacre. Die Verehrung des irischen Heiligen erstreckte sich durch ganz Frankreich. Aus den entlegensten Provinzen strömten dort Wallfahrer zusammen, welche in der Einsiedelei des frommen Königsohnes, eines Jüngers des heiligen Conan, und Schützlings des heiligen Bischofs von Meaux, Faron, Hülfe in ihren Nöthen und Gebresten suchten. Keine der Kriegsparteien hatte bisher die Gläubigen beunruhigt. Engländer und Franzosen fürchteten den Zorn des seligen Wunderthäters; ungestört blühte die Dorfgemeinde und das Filialkloster, welches die große Abtei von St. Faron neben des frommen Einsiedlers Klause errichtet hatte. Der schützende Bann des Orts dehnte sich auf mehrere benachbarte Dorfschaften aus, und daher war der Schrecken groß, als plötzlich das Gerücht sich verbreitete,

die Armagnac'schen Herren, die im Namen des Dauphins Meaux besetzt hielten, wären in Jouarre eingebrochen, hätten die Früchte aus den Scheuern, das Vieh aus den Ställen, mehrere vermögliche Einwohner von Haus und und Hof weggeführt. Und es war nicht zu scherzen mit den grimmigen Herren von Meaux, weil sie schlugen und brannten, wo man ihnen widerstand, und von den Geiseln entweder ungeheuere Lösegelder erpreßten, oder sie eines elenden Todes sterben machten. Bestürzung ergriff alle Insassen von St. Fiacre, da sich der Krieg ihrer Gemarkung näherte, und Ogier, der Maier, sprach am frühen Morgen eines dunkeln Märztages zu seinem Weibe Jaqueline: „Mein Lieb, ich kann nicht ruhen noch rasten, bis ich meine Schwester gesehen, die zu Jouarre vielleicht in den größten Aengsten sitzt. Der Mann todt, die Kinder krank, ihr Eigenthum etwa geplündert.... Gott helfe der Armen! Aber ich will sie brüderlich trösten, und wenn Du nichts dagegen hast, und sie dessen bedarf, sie aufnehmen in unser Haus, bis der Sturm vorüber ist. Gib mir den Stecken, daß ich schnell hinüber laufe. Ich bin zum Abend wieder daheim." — Da wiegte Jaqueline bedächtig ihr Haupt, und antwortete: „Gott sey dafür, daß ich die Schwägerin verstieße, obgleich sie mich haßt, wie Gift; aber denke, mein Freund, wie unsicher die Wege sind. Kämst Du nicht wieder zur rechten Zeit, ich stürbe ja vor Kummer, und mit mir zugleich das liebe Kind, das wir erwarten." — Ogier küßte zärtlich die junge Mutter, die Hoffnung seines Hauses, und versetzte beruhigend: „Ich habe meine schlechteste Kapuze an, und keinen Feind wird nach dem Bettelmann verlangen. Auch weiß ich alle verborgene Schliche, und zudem ist heute Feiertag; da ruhen gerne Roß und Reiter."

Wie Jaqueline nun hörte, daß Ogier auf seinem Vorsatze bestand, so gab sie freilich ihren Willen darein, wiewohl

mit blutendem Herzen. Die Thränen mochte sie verbergen, die eine schlimme Ahnung in ihre Augen preßte, aber der Kuß, womit sie den Gatten entließ, glich dem vor einem langen, vielleicht ewigen Abschied. Der stärkere Mann verstand nicht des Weibes Schmerz, ging seiner Zukunft unbekümmert entgegen, wie einst Raffal's drohendem Messer, und wanderte rüstig, denn sein Verlangen nach der Schwester war groß, und die Kälte streng. Auf den Feldern nistete noch keine Lerche, aber hinter eines Hügels Abhang verschnaufte, als die Sonne zornigroth emporstieg, eine kleine Bande von reisigen Gesellen, und verwünschte die fehlgeschlagene Unternehmung der vergangenen Nacht. Die Herren waren so unglücklich gewesen, ein leeres Nest zu finden, wo sie auf ein volles sich gefreut. Die Burgundier vermaledeiend, welche ihnen zuvor gekommen waren, pflogen sie Rath, ob es nicht eine Schande sey, mit blanken Händen nach Meaux zurückzukehren, und der Bescheid fiel dahin aus, daß, um ihre Ehre zu retten, noch Etwas geschehen müsse, trotz Kirchenfest und allen Heiligen. „Was beginnen wir?" fragte der Erste des Trupps: „Wer verräth uns ein gespicktes Haus, einen reichen Filz, oder eine spröde Dirne?" Als hierauf die gemeinen Reiter geflissentlich des Anführers Rede belächelten als einen Schwank, huschte der zweite Befehlshaber, ein rechter Edelmann, voll Trotz und Tapferkeit, vom Hügel herab, und sagte: „Bastard, dort seh' ich einen Schurken, der wie eine Scheermaus längs den Ackerfurchen schleicht, und ein Spion ist, oder ein schlauer Geizhals, der mit seiner Habe flüchtig geht." — „Hab' Dank für Deine guten Augen, lieber Junker Olivier; drauf und dran zur Hasenjagd!" entgegnete der Bastard, und schüttelte sich voll Freude in seinem blanken Panzer. — Es dauerte nicht ein Vaterunser lang, und der schlenzende Bauer war auf dem Blachfeld von den raschen Pferden

eingeholt. Vergebens duckte er sich in einen Graben; die Reiter nahmen sich die Mühe, aus den Bügeln zu treten, ihrer Beute nachzuklettern, sie beim Kragen hervorzuziehen. — „Ahi, ahi, mein guter Mann Jakob*), wo kommst Du her, und was beginnst Du?“ fragte der Bastard höhnisch. — „Hab' meine Heimath verlassen, will mir eine andere suchen,“ antwortete Ogier, glühend von der Anstrengung des Laufes, trotz der Kälte. — „Recht so,“ lachte der Junker Olivier: „Bleib' bei uns, wir brauchen wackere Leute, die keine Heimath haben, und überall sich wohl befinden. Aber, beim heiligen Michael, Du wirst den Einstand bezahlen müssen. Heraus mit der Baarschaft!“ Ogier verschwor sich, kein Stücklein Geld bei sich zu tragen, noch Geldeswerth, aber die Reisigen spotteten seiner, meinten, er sey vergeßlich, und sie wollten ihm das Gedächtniß auffrischen, und zogen den armen Schelm aus mit geübter Hand, so glatt wie einen Wurm. Da sie jedoch nichts fanden, als in der Tasche ein Stück Gerstenbrod, und nirgends einen Denar, auch sogar den Wanderstecken, als vollendete Meister ihres Handwerks, zerbrochen hatten, ob er nicht etwa mit Silber gefüllt wäre, da machte der Spott dem Mißvergnügen Platz, und ein Prügelregen drohte dem ausgeschälten Bauer. Dem wehrte jedoch der Bastard, indem er sprach: „Hoho, mein Jakob, guter Mann, von dem wir tapfere Leute leben, Du bist ein lustiger Schurke, der uns foppen will. Dein Vater hat Dich nicht mit Gerstenbrod allein aufgefüttert; bist rund und feist, mit farbigen Wangen und frischen Augen, lügst nur die Armuth Dir auf den Hals. Darum wollen wir Dich in Verwahr nehmen, und Dir eine Frist setzen, binnen welcher ein feines Lösegeld Dich befreien mag.“ Ogier verstellte sein Gesicht

*) Jacques, le bonhomme; Spitzname, den Edelleute und Soldaten den Bauern gaben.

recht jämmerlich, und klagte: „Wie soll ich, lieber Herr, thun, was Ihr begehrt? und reisete ich aus die ganze Welt, ich fände Niemand, der für mich ein Brodsämlein zum Pfande setzte.“ Alsogleich verfinsterten sich die Gesichter der Edelleute, und der Bastard sprach arglistig, die Achsel zuckend: „Wenn das ist, thut mir's leid. So wirst Du hängen müssen, armer Teufel. Das Geld oder den Hals: ein Mehreres verlangen wir nicht von Männern Deines Schlags.“

Ogier wurde zur Bildsäule; als wie betäubt, ließ er geschehen, daß unter wildem Gelächter die Knechte ihn mit beiden Händen an den Schweif des Ritterpferdes banden, und er mußte traben durch Dick und Dünn, über Dorn und Stein, und seinen Klagen antwortete Niemand, wie laut er schrie, und die Barmherzigkeit der Reiter anflehte! So ging's schnell nach der Stadt Meaux. Eine kleine Strecke davon hielt der Bastard an, um seinem Rosse, nicht dem Gefangenen, eine kurze Rast zu gönnen. Ogier versuchte, seine Stimme zu erheben, aber der Ritter fuhr ihn an: „Schweig, räudiger Hund! Hat es Dir nicht beliebt, dort zu reden, gefällt es mir nicht, Dich hier zu hören. Wenn Du jedoch Dein Auge ergötzen willst, so schaue nach jener Seite. Siehst Du den Baum an der Pariser Straße? die schöne Ulme, die im Winter an den trockenen Zweigen voll von Früchten hängt? bereite Dich, den Baum zu zieren.“ Ogier spürte bei diesen Worten bereits den Strick um seinen Hals, und alle Kraft verließ ihn, daß er heftig weinte, und nicht aufhörte zu schluchzen, wie schnell das Pferd auch wieder ausgriff. So hielt er einen betrübten Einzug in die Stadt, und der rohe Pöbel lief ihm jauchzend nach, und die Biederleute traten scheu zurück von Thür und Fenster, oder wendeten sich ab, so ihre Straße an dem Zuge vorbeiging. Denn der Bastard, einer der wüthendsten

Parteigänger, war der Schrecken der ganzen Bürgerschaft, und er schaltete in der Stadt nach Lust und Gefallen, und Niemand widersprach seinen Befehlen. An der Spitze von einigen hundert Knechten hielt er Thore und Mauern besetzt, als wären sie sein Eigenthum, und thronte auf dem Schlosse, von seinen adeligen Spießgesellen umgeben. Der Lärm seiner üppigen Gelage donnerte oft hinunter in die zagende Stadt, das verzweiflungsvolle Geschrei der Gefangenen erstickend, welche in den Gewölben der Burg Leben oder Tod erwarteten.

In eines dieser Gewölbe wurde Ogier gestoßen; mit Vorbedacht hatte für ihn der Bastard den Ort gewählt, wo just eine Bande armer Gesellen mit Sterbegebeten dem nächsten Tage entgegen zitterte. Es waren Bauern vom platten Lande, Bürger aus minderen Städten, reisige Leute, die auf der Streife gefangen worden; sogar Weiber befanden sich darunter. Die Art, wie der neue Leidensgefährte von ihnen empfangen wurde, ließ den guten Ogier nicht im Zweifel über das Loos, welches ihm bevorstand. Auf seine ängstlichen Fragen antwortete ihm nämlich Einer: „Wie an diesem Orte wir versammelt sind, schien uns heute zum letztenmal die Sonne. Unvermögend, mit Geld und Gut unsern Leib zu retten, sterben wir morgen eines schmählichen Todes an der fürchterlichen Ulme. Habt Ihr noch nicht gehört von der Ulme des Vauru? der grausame Bastard läßt daran Alle aufknüpfen, die zu arm sind, seinem Geiz zu genügen, oder zu gewissenhaft, seiner Fahne zu folgen.“ Als nun der Erzähler hinzufügte: „Setzt Euch her in unsere Mitte, um zu beten und den letzten Bissen mit uns zu theilen,“ da empörte sich Ogier's Gefühl gegen das unverdiente Schicksal. Ein glücklicher Gatte, bald ein glücklicher Vater, begehrte er zu leben, kostete es auch den theuersten Preis, und mit Ungestüm verlangte er, daß man

vor den Herrn von Vauru ihn führe. Mit vieler Mühe erbettelte er sich die Erfüllung seines Wunsches.

Der Bastard, erhitzt von dem Weine des Festmahls, schenkte ihm anfänglich nicht viel Gehör, obgleich Ogier vollkommen mit der Farbe herausrückte, und nicht mehr verschwieg, daß er eine feine Habe besitze, und bereit sey, für seine Loslassung ein billiges Stück Geld zu opfern. „Es ist schier zu spät," sagte Vauru barsch, den armen Mann auf's Aeußerste zu bringen: „kannst Du jedoch richten, daß Jemand aus Deinem Hause hier eintreffe, bevor die Stunde schlägt, da ich das Gesindel hängen lasse, so will ich für diesmal Nachsicht üben. Wo nicht, so stirbst Du morgen, während zur Frühmesse geläutet wird. Jetzt mache, was Du kannst." — „Ach Herr, wo ist ein Bote, der mir diente?" — „Der Kerkervogt soll einen Buben Dir bestellen, welcher flink den Auftrag richtet." — „Ach Herr, wie hoch bestimmt Ihr wohl mein Lösegeld?" — Schmunzelnd entgegnete der Bastard nach einigem Besinnen: „Du bist ein Schlaukopf, der mich hinter's Licht führen will. Je mehr des Geldes, desto besser. Du hast ein Weib, lasse das Weib kommen, aber nicht mit leeren Händen erscheine es. Dann will ich sehen, ob mir genug dünkt, was Du bietest."

Mit diesem doppelschneidigen Bescheid kehrte Ogier in seine Haft zurück, und beschwor den Kerkermeister bei allen guten und bösen Engeln, einen willigen Boten herbeizuschaffen, den er nach St. Fiacre an Jaqueline senden möchte. Der würdige Diener des unmenschlichen Herrn von Vauru trieb sein grausames Spiel mit dem Unglücklichen; erst in der späten Mitternachtsstunde brachte er einen Burschen daher, der für seinen Gang einen wahrhaft jüdischen Botenlohn begehrte. — Gezwungen, Alles zu verwilligen und zu geloben, fügte sich Ogier der harten Bedingung, und durch-

wachte seines Lebens schrecklichste Nacht, umringt von heulenden Menschen, deren Leid stets brennender wurde, je mehr die Zeit dem Tage entgegenwuchs. Nachtwache auf Nachtwache verging, und löste sich ab; es kamen die Priester, um mit den Todesjüngern die Psalmen zu singen; es kamen die Knechte, ihre Opfer zu binden; die Henker traten ein, ihre Schlingen an den Nacken der Verurtheilten zu legen. Gegen einen derselben sträubte sich Ogier in Verzweiflung, nach Gnade rufend, und plötzlich verstummend im Todesschreck; die Glocke läutete draußen zur Frühmesse. Da erschien der Rottenmeister, und sagte zu den Henkern: „Des Herrn Wille ist, daß jener Bauer Ogier noch verschont bleibe.“ — Als hierauf die Knechte zurückwichen, und der Strick von dem Halse Ogier's abfiel, wendete sich der Rottenmeister, leise angeregt von Mitleid, zu ihm: „Erhole Dich, guter Mann. Dein Weib ist gekommen durch Nacht und Nebel, und sobald der edle Bastard aus dem Schlummer erwacht, wird Deine Sache schnell entschieden seyn.“ — „Mein Weib, Jaqueline? führt mich hin zu ihr, sie wird meines Trostes bedürfen.“ — Der Kriegsmann schüttelte den Kopf, sprechend: „Es darf nicht seyn, Landsmann, das hängt von des Herrn Erlaubniß ab. Gedulde Dich.“ Ogier ließ wehmüthig den Kopf sinken, und als er wieder aufblickte, war er ganz verlassen und allein, und seine Kerkergefährten waren dahin gezogen, wo ihr Elend ein Ziel fand.

Ein erschöpftes Weib harrte indessen auf den kalten Ziegelplatten des Schloßganges dem Erwachen des Zwingherrn entgegen. Keine Seele kümmerte sich um das Weib, und dennoch kam nicht ein Wort der Ungeduld über seine Lippen. Jaqueline war eine unverdrossene Wächterin, denn voll Liebe schlug ihr Herz, und ihre Brust war voll Zuversicht, weil sie hoffte, einem Menschen gegenüber zu treten,

der ein menschlich Wort verstehen würde. Aber wie sank ihr Vertrauen, als die eichene Pforte endlich aufging, der Trabant sie in das gewölbte Gemach winkte, und ihr Blick auf den Mann fiel, der ihres Gatten Leben und Tod in der Hand hielt! Neben dem ungeheuern Kamin, unter dessen breitem Vorsprung mächtige Scheiter auf hundertpfündigen Feuerblöcken flammten, saß der Bastard im Pelzüberwurf, im Lehnsessel ausgestreckt. Sein glühendes Antlitz, umsträubt von verworrenem Haar, seine unerbittlichen Züge und trotzigen Augen verriethen nichts Gutes, und wie ein Eber schnaubte er dem zitternden Weibe entgegen: „Wie steht's, Becnaude *), bringst Du Geld?“ — Jaqueline, die sich eines solchen Empfangs nicht versehen hatte, vergaß ihre wohlausgesonnene Anrede, und warf sich dafür, zehn Schritte von dem grimmigen Herrn entfernt, auf ihre Kniee. Der Bastard fragte erzürnt: „Was soll das? ringe nicht Deine Hände, presse Dir nicht heuchlerische Thränen aus. Du liegst hier nicht auf der Schwelle Deines Heiligen. Zahl' aus auf diesen Tisch, und gehe Deines Wegs. Wo nicht, so holt der Teufel Deinen Mann, und ich schicke Dich mit abgeschnittenen Ohren weiter.“ Da langte Jaqueline seufzend aus ihrem Mieder die werthармen Kleinodien, den Putz der Landleute aus der Champagne, und der Bastard, trotz seines Zorns, konnte sich nicht enthalten, ein lautes Gelächter aufzuschlagen, als der armselige Schatz vor ihm ausgebreitet lag. Nachdem er seiner Lustigkeit einer Weile nachgegeben, betrachtete er steif das Antlitz der Bäuerin, und rief: „Beim Kreuze! Wäre Deine Larve nicht so unschuldig und voll Betrübniß, ich würde glauben, Du hättest Deinen Spott mit mir. Was thu' ich mit diesem Plunder?

*) Spottname eines bösen, lügnerischen Weibes, aus der Legende des heiligen Fiacre entlehnt, und noch heute in manchen Gegenden Frankreichs gebräuchlich.

mein Gaul frißt binnen einer Woche mehr, als dieser Schatz beträgt. Wenn Du nichts Anderes aufbringen kannst...." — Jaqueline, noch immer auf ihren Knieen liegend, faltete die Hände trostlos, und schaute stumm zu Boden, während die klaren Perlen des Schmerzens über ihre Wangen rollten. Der Bastard wußte nicht, wie ihm geschah; wie von einem Zauber fühlte er sich berührt. Er stand auf, näherte sich mit verschränkten Armen der Flehenden, und begann mit freundlicherem Tone: „Du bist ein hübsches Weib, und das Weinen läßt Dir gut. Wenn ich Gefallen an Deinem Geschlechte hätte, fürwahr, wir sollten uns schon vertragen. Aber Eisen und Silber steht mir besser an, als euere Reize. Dennoch will ich glimpflich mit Dir handeln. Dein Mann gestand, daß er in seiner Gemeinde der Reichsten einer sey, viel Ackerfeld und Wald besitze, theils zu Lehen, theils zu Eigenthum. Schaffe mir zweihundert Pfund nach vollwichtiger Pariser Währung, und führe Deinen Mann hinweg." — „Unmöglich! Wir besitzen nicht so viel baar Geld, daß nur der hundertste Theil heraus käme von dem, was Ihr verlangt." — „Schlimm; seyd ihr denn so arg verschuldet, Lumpengesindel?" — „Wir haben keine Schulden, Herr." — „Nun, bei Gott, so bist Du eine lahme Närrin, wenn Du Dich nicht getraust, die paar elenden Pfunde zusammenzubringen. Geh' hin; ich schenke Dir noch drei Tage Frist, von dieser Stunde an gerechnet, weil ich fröhlichen Muthes aufgestanden bin und Mitleid empfinde ob Deiner Betrübniß. Geh' hin also, leihe von guten Freunden das Geld, treibe es auf von Juden und Wucherern, raube es einem reichen Kauz, meinetwegen: ich will zuwarten. Merke Dir aber: Dein Mann ist verloren, wenn Du später kommst, als ich Dir die Zeit verwilligt. Mache Dich davon."

Aus dem Munde des hartherzigen Edelmanns war eine frische Lebensquelle in Jaquelinens Seele geströmt; sie hatte

in ihrer Verzweiflung nicht an die Möglichkeit gedacht, das Geld zu leihen von gutgesinnten Menschen, zu borgen gegen wucherische Zinsen. Von Hoffnung emporgerichtet, küßte sie demüthig des Rittes Gewand, und bat mit schmeichelnder Stimme: „Laßt meinen Ogier mich sehen, bevor ich gehe, mein Geschäft zu verrichten.“ Den Bastard überfuhr es, wie Eifersucht; schwelgend in der Dankbarkeit der armen Frau, grollte er, daß sie in seiner Nähe des plumpen Bauern gedachte, und schnöde verweigerte er ihr Gesuch. Umsonst war ihr verdoppeltes Flehen, denn des Herrn von Vauru Antwort lautete stets: „Schaffe das Geld, und dann führe Deinen Liebsten von hinnen. Daß Du ihn heute nicht siehst, wird Deinen Eifer stacheln, und besser ist's, Du stellst Dich früher ein, als später; vergiß das nicht.“

Um keinen Augenblick von der karg zugemessenen Zeit zu verlieren, lief Jaqueline in das Stift St. Faron, dem Abt, ihres Mannes Lehnsherrn, das schwere Leid zu klagen. Der Abt war jedoch ein alter störrischer Herr, ein wüthender Armagnac, blind unterthan dem tapfern Bastard, geizig, und zufrieden, seine Lehengroschen zu ziehen, ob von diesem, ob von jenem Pflichtigen. Die Reize der Frau rührten den Greis nicht; der Lehnsherr berechnete kalt, wie viel an Tod- und Heimfall das Absterben Ogier's ihm bringen möchte, und wies die Bittstellerin ab. — Sie verzweifelte nicht, kehrte schnell nach St. Fiacre zurück, klopfte an Pforte und Herz des Klostern-Obern daselbst. Dieser Priester war ein blühender Mann, voll Leichtsinn und Freigebigkeit, wenn es galt, seine Lüste zu befriedigen. Er versprach die Hälfte der zweihundert Pfund, wenn Jaqueline ihre Gunst zum Preise setzen wolle; mit Abscheu verwarf sie den Antrag, und die Klosterpforte schloß sich vor ihr, wie ein stummes Grab. — So verging ohne Erndte der erste Tag.

Am nächsten Morgen erschien plötzlich zu St. Fiacre die Schwester Ogiers, und brachte von Jouarre, wo ihr nicht das mindeste Leid zugefügt worden, ihre Kinder, ihre Heerde, ihr beweglich Hab und Gut. An die Schwester ging Jaqueline mit Thränen, und bat die Reiche mit doppelter Zuversicht um Hülfe, weil Ogier, ihr beizustehen, gegangen und dadurch in dringende Gefahr gerathen war. — Die Schwester schalt den Gefangenen einen Thoren, mißhandelte sein Weib mit Drohungen, zeigte auf ihre Kinder, freute sich, den Bruder zu beerben. — Entmuthigt floh Jaqueline von ihr, und fand nur dann wieder Ermunterung, als die Nachbarn ihres Mannes sammt und sonders kamen, ihr Scherflein, fünfzig Pfund, der betrübten Gattin anzubieten. Neu gestärkt pries sie dafür der wackern Menschen Liebe, und also verrann der zweite Tag.

Die Nacht bringt Rath. Fröhliche Hoffnung in der Brust stieg Jaqueline bei guter Zeit auf das hohe Schloß des alten Herrn von Capitau. Obschon filzig und vor der kriegerischen Zukunft bange, griff der Castellan in seinen Beutel, zählte hundert Pfunde hin, aber nicht einen Denar mehr noch weniger. Dafür mußte Jaqueline mit Hand und Schwur alle Aecker, die ihr Mann zu eigen besaß, verpfänden. — „Noch fehlen fünfzig Pfunde!" seufzte die ermattende junge Frau, da sie vom Schloß kam: „Wer in aller Welt gibt mir, was noch mangelt?" — Heller Trompetenschall antwortete dieser Frage. Herr Armand im funkelnden Heroldsrock mit Trompeter und Wappnergeleit, ritt einher, seinen Vater heimzusuchen. In seines Pferdes Zügel fiel Jaqueline, klagte ihm mit wenig Worten ihre Bedrängniß, bat um Beistand. Da Herr Armand die junge, hoffnungsreiche Mutter wiedersah, blutete sein Herz, daß er nicht willfahren konnte. Aber sein Heergeräthe war verloren gegangen, des Königs Sold blieb aus; der Edelmann hatte

sein Gefolge zu ernähren, und seine eigenen Bissen waren schmal. Doch versüßte er seine Weigerung, indem er sagte: „Ich reite in des Königs Auftrag gerade gen Meaux. Ich will den Bastard bitten als ein ehrlicher Rittersmann, daß er Dir die Frist verlängere. Eines Menschen Leben ist wohl den Aufschub einiger Tage werth. Ich gelobe Dir, daß ich nicht weiche, bis ich von dem Bastard die Zusage erhalten. Während dessen findet sich eine Biederseele, die mit Freuden Dir vorstreckt, was am Lösegeld noch abgeht. Dich stärke der Himmel, gutes Weib." — An den Himmel gewiesen folgte Jaqueline dem Rath des schmucken Ritters, und wandelte zur Kapelle des heiligen Fiacre, und kniete auf der Thürstufe nieder, weil keinem Weib erlaubt war, das Innere des Heiligthums zu betreten. Von ihrer Bettelwanderung ermüdet, fiel sie in einen leichten Schlaf, und hatte einen Traum, worinnen der selige Wunderthäter des Orts ihr erschien, und dreimal rief: „Du armes Weib, wie übel wird es Dir ergehen!" bis sie aufwachte und sah, daß die Nacht und mit derselben der Sakristan der Kapelle gekommen war, der mit einer Laterne ihr Gesicht beleuchtete. Wie in seiner Hand das Licht, so zitterte in seinem Auge eine Thräne der Theilnahme, indem er sagte: „Grüß' Euch Gott, Mutter Jaqueline, und segne den Schlaf, denn immer bedeutet es Glück, wenn die Engel uns im Heiligthume einwiegen." — Den Alten blöde anstarrend, wiederholte unwillkürlich, in sich selbst verloren, Jaqueline: „Du armes Weib, wie übel wird es Dir ergehen!" Ihre Gedanken jedoch sammelnd, setzte sie verschämt hinzu: „Verzeihung, Meister Sakristan; Ihr habt vielleicht von meinem schweren Kreuze gehört, und ich erlag einen Augenblick unter der Last desselben." Worauf der Kirchendiener gutmüthig: „Ich will Euch tragen helfen. Euer Anblick hat mich seltsam bewegt, und ich gebe Euch, was an dem Lösegelde Euers

Mannes zu tilgen bleibt. Ja, ja, wenn Ihr gleich den Anschein habt, mir nicht zu trauen; ich bin nicht so arm, als die Leute glauben, der liebe Heilige und christgläubige Seelen haben mich gebenedeyt. Als ein fürsichtiger Mann versteckte ich vor dem Kriegssturm meine kleine Habe, und baute ihr, vormals ein geschickter Maurer, eine sichere Grube hinten im Wald. Aber der Weg streckt sich, und in finsterer Nacht möchte ich das Versteck nicht wohl finden. Darum geht derweilen getrost heim, und am frühen Morgen bin ich da, an Euer Fensterlein zu klopfen. Wenn ich auch nicht mehr ein junger, flinker Buhle bin, wenn Ihr schon ein rechtschaffen Eheweib vor dem Herrn seyd, so werdet Ihr das Fensterlein doch aufthun, nicht wahr?" — „Und mein dankbar Herz, und die Freundschaft meines unglücklichen Mannes!" rief Jaqueline mit froher Begeisterung: „Was verlangt Ihr für den seltenen Dienst der Nächstenliebe?" — „Ich begehre nur, daß Ihr dem Altar das Kind schenket, welches von Euch geboren werden soll, welchen Geschlechtes es sey, damit es für meine Sünden bete," erwiederte mit frommer Demuth der Sakristan, und Jaqueline gewährte seine Forderung um so lieber, als auch ihr in den Sinn gekommen war, das unschuldige Würmlein als einen Fürsprecher dem Altare zu verloben. Darauf ging sie nach Hause, und träumte nicht mehr von dem Schutzpatron der Gemeinde, aber von der geheimnißvollen Zauberschlange, die, nach der Volkssage, öfters zur Erde fliegt auf Drachenfittigen, eine Quelle zu suchen, die auf der Stirne den mährchenhaften Karfunkel trägt, einen Talisman, der alle Wünsche dem Glücklichen gewährt, welcher ihn findet im Grase, wo ihn die Schlange niederlegt binnen der Frist, da sie trinkt und badet. Aber, indem Jaqueline den Karfunkel erfaßte, umstrickte die böse Vipre den blassen Ogier, würgte ihn zu Tode. — Und also verfloß die dritte Nacht.

In der Stadt Meaux war indessen schon vor Abendzeit der junge Herr von Capitau eingeritten, ein unverletzlicher Bote seines königlichen Herrn, und hatte dem Bastard und seinen Hauptleuten verkündet, sie hätten Stadt und Schloß unverzüglich dem rechtmäßigen Gebieter zu übergeben, denn Karl von Frankreich und Heinrich von England zögen heran mit Heereskraft, ihre widerspenstigen Feinde zu strafen, und denselben strenge Richter zu seyn, wenn sie hartnäckig die Gnade ausschlügen, welche ihnen heute angetragen werde. Darob erzürnten sich die Freunde des Dauphins, und in deren Namen erwiederte der Bastard: „Ich ehre des Herolds theures Haupt, aber Deine Könige von Frankreich und England sollten fürwahr nicht diese Sprache führen. Gesetzt, der Dauphin wäre nicht der rechtmäßige König von Frankreich, sein Vater nicht ein aberwitziger Thor, der englische Heinrich nicht ein Vasall der französischen Krone, — wer möchte den wortbrüchigen Fürsten trauen? daß uns geschähe, wie den Helden von Melun? Haben wir nicht erfahren, wie den Tapfern Eid und Zusage gehalten wurde? Ließ Heinrich die Edelsten derselben nicht enthaupten, und mehr denn sechshundert angesehene Bürger und Bürgerinnen nach den Pariser Kerkern führen, wo sie elend verhungerten, nachdem sie die Schmach erduldet, daß sie von Engländern Hunde gescholten, und mit Heu, statt des Brodes, bedient wurden? Verhüte Gott, daß wir in dieselben Schlingen fallen. Dort die englischen Feinde, hier das Schloß, so wir dem Dauphin aufbewahrten. Verlangt ihr nach den Schüsseln, so holt sie.“ Mit Waffengetöse und einstimmigem Zuruf bekräftigten alle Hauptleute den Bescheid ihres Feldherrn, und des Herolds Geschäft war zu Ende. Im Begriff, stehenden Fußes eine Versammlung zu meiden, wo seines Wappenrocks burgundisch Kreuz nicht an der rechten Stelle war, bemerkte der Herr von Capitau in der Nähe des

Bastards dessen Vetter, den tapfern, aber schlimm berüchtigten Dionys, und trat zu ihm mit freundlicher Geberde. „Mein guter Herr von Vauru,“ sagte er vertraulich, daß die Anderen, in lärmende Prahlereien versunken, es nicht hörten: „ich habe eine Bitte an Euer Herz zu richten. Vor ein paar Jahren fand ich Gelegenheit, Euch in Paris durch meine Verschwiegenheit zu dienen; vergeltet mir jetzo.“ — „Gerne.“ — Der Herold säumte nicht, Jaquelinens mißlich Geschick dem Ritter vorzutragen, und im Namen des bekümmerten, einst von Vauru heißbegehrten Weibes um den Aufschub einiger Tage zu flehen, damit sie der Forderung genüge, die von dem Bastard ihr auferlegt worden war. Aufmerksam hörte ihm der Herr von Vauru zu, und versetzte dann mit Bereitwilligkeit und Lächeln um den Mund: „Es genügt, daß ein Mann, wie Ihr, des Weibes Fürsprecher sey, um jedwedes Verlangen augenblicklich erfüllt zu sehen. Ich mache mir ein Fest daraus, im Namen meines Vetters Euerm Begehren schon jetzo zu willfahren. Glaubt mir, mein schöner Herr von Capitau: wie ärgerlich man auch von uns im Lande redet, wir sind nicht halb so böse, als man es in die Welt schreit. Beruhigt Euch, und seyd der Engel der Verkündigung, die weiße Glückstaube, wenn Ihr dem Weibe begegnet, dessen Schicksal Euer Herz so tief bewegt.“ — Der glatten Freundlichkeit nicht vertrauend wie dem Evangelio, forderte Armand auch noch des Ritters Handschlag, und sogar dies Handgelöbniß gab Dionys ohne Zögern. So geschah es, daß der Herold zur selben Stunde nach Paris zurückkehrte, seinem Herrn mißrathene Botschaft bringend, doch erfreut, für Jaqueline ein besseres Geschäft ausgerichtet zu haben.

Und die Sonne stand am folgenden Tage noch nicht in ihrer Mittagshöhe, als schon Ogiers Gattin im Schlosse zu Meaux erschien, beladen mit dem völligen Lösegelde, und

stolz vor den Bastard trat. „Da bringe ich, o Herr,“ sprach sie, „den Blutpreis, den Ihr gefordert habt. Möge er Euch gedeihlich seyn, armer Leute Schweiß und Arbeitslohn. Was mein Mann, was meine Hände mit saurer Mühe errangen, — es liegt vor Euch. Nehmt's hin, und fürchtet keinen Vorwurf, keine bittere Rede. Vergeltet nur meinen Gehorsam, indem Ihr stracklich befehlet, daß meines Ogiers Kerker geöffnet, daß er mir zurückgegeben werde.“

Der Bastard lächelte wohlgefällig, wog das Geld auf seinen falschen Händen, und antwortete, es in seinen Kasten werfend: „Schau, schau, womit hat wohl der gute Mann Jakob ein so wackeres Ehekreuz verdient? Fürwahr, Du wärest eines besseren Looses werth, schmucke junge Frau. Solltest eines freisamen Edelmann's Liebste seyn, in Gold und Seide stolziren, ein Löwenhündchen zu Deiner Ergötzlichkeit haben, und Bad, Schmaus und Tanz, wann Dir's nur beliebt. Sprich ein Wort, Du rundes Mütterlein, und ich will versuchen, ob mir etwa gelänge, in Deiner Holdseligkeit Dein Geschlecht lieben zu lernen.“ Er strich dabei Jaquelinens brennende Wange, und sie erwiederte mit flehentlichem Tone: „O mein theurer Herr, laßt es nun genug des Scherzes seyn, und gebt einem unglücklichen Weibe seinen Gatten wieder!“ — Da fühlte der Bastard sich abermals von einer menschlichen Regung heimgesucht, daß er leidlich milde sagte: „Ja doch; alsogleich. Ich vergaß seiner in Deinem Anschauen, so wie ich bisher mit keinem Gedanken mich seiner erinnert habe. Gleich soll aber geschehen, wie Du verlangst, und ich möchte an des Tölpels Stelle seyn.“ — Er klatschte in die Hände; sein Vetter Dionys klirrte, wie zum Kampf gerüstet, in das Gemach. Jaqueline erkannte den falschen Tibaut trotz des Eisenschmucks, und zitterte, als vor der schlimmsten Vorbedeutung.

„Thu' mir die Liebe, Denis," sprach der Bastard, „und führe dieses Weib zu seinem Manne. Er sitzt in der schwarzen Grube neben dem Verließ. Das Weib hat ihn gelöst; lasse beide von hinnen." — „Komm!" entgegnete kalt und unbefangen der Vetter, der Bäuerin winkend, und sie ging auf seiner Spur mit pochendem Herzen. Auf dem ganzen weiten Weg nach den Gewölben der Burg redete Dionys nicht eine Sylbe, als zu dem Kerkermeister: „Die schwarze Grube thu' auf." — Es geschah; Jaqueline wankte in die niedrige Halle. Kein Laut darinnen, keine aufrechte Gestalt, keine schlagende Brust. Der schräge Sonnenstrahl, durch das Gitterloch gleitend, wie ein verbotener Gast, beleuchtete ein Strohlager in der Ecke, darauf ein Leichnam, der Leichnam Ogiers! Eine Wunde in der Seite, eine Wunde in der Kehle, an Bein und Arm die Spur des Fackelbrandes, womit die menschenschinderischen Banden verschwiegene Gefangene zu foltern pflegten, bis sie verriethen, wo ihre Baarschaft liege. „Unmensch!" kreischte Jaqueline zurückfahrend: „Du hast mich betrogen!" — „Kamst Du nicht zu spät?" grinste ihr Dionys entgegen: „Gedenkst Du noch des Heroldfestes zu Paris? Ich habe meinen Schimpf wett gemacht. Fahre hin und verzweifle!"

Im Hofe stieg der Bastard zu Pferde, und fragte seine Knechte: „Was schreit das verrückte Weib, daß im Stalle die Rosse scheu werden? Vermaledeites Volk von Ochsentreibern, das in der Freude sich geberdet, toll und abgeschmackt, wie in der Todesangst!" — Er unterbrach die spöttische Rede, da er gewahrte, wie mit flatternden Haaren und fliegendem Gewande Jaqueline aus den Gewölben hervorstürzte, Zeter schreiend, die Hände ringend, außer sich vor Schmerz und der gerechtesten Wuth. „Gib mir zurück den Mann, gib mir zurück den Vater meines Kindes!" heulte ihr Mund, während ihre Faust sich an den Steig-

bügel des Ritters klammerte. Der Bastard sprang erschreckt vom Pferde, und fragte: „Was willst Du, Wahnsinnige?“ Sie aber deutete nach der Halle, wo die Kerkerknechte Ogiers Leib ausstreckten. „Blut! Blut!“ stammelte sie; und der Bastard: „Wer hat das gethan?“ — „Ich war's,“ antwortete Dionys mit frechem Selbstbewußtseyn: „Ich kenne Deine Pünktlichkeit, mein Vetter. Die Zeit war um; der Bursche hatte nicht bezahlt, ich that an ihm das Recht, Dir zu gefallen.“ — „Blut! Blut!“ wiederholte Jaqueline wie vorhin: „Hast Du's nicht befohlen, Herr von Vauru? Strafe diesen lügenherzigen Henker, o Herr von Vauru! vielleicht erweckt sein Tod den unschuldigen Mann!“ Und ihre Blicke hingen stier an dem Bastard, und nicht müde wurde ihre Hand, nach dem frechen wortbrüchigen Mörder zu deuten. Aber schon vorüber war die Stunde der Menschlichkeit bei dem Bastard, wie die kurze Spanne Zeit entflieht, binnen welcher der Beschwörer über die finsteren Mächte Gewalt hat. Schon ärgerte den Ritter des Jammers Anblick, wurde ihm unerträglich, und er rief: „Ein spitzbübischer Bauer mehr oder weniger auf Erden, was thut's? Sey bedankt, Denis, und lasse unverzüglich den saumseligen Zahler an die Ulme hängen. Packe Dich, heulend Weib!“ — „Gottes Allmacht! Erlösers Barmherzigkeit!“ schrie Jaqueline, so laut sie vermochte: „Scheint die Sonne über diesen Gräuel? Stürzt dies verfluchte Haus nicht ein, ob unsern Häuptern? Laßt mich, haltet mich nicht, ihr eingefleischten Teufel! Sie schleppen meinen Ogier hinweg . . . Fluch, Verdammniß euern Seelen!“

„Willst Du schweigen?“ zürnte der Bastard: „Reize nicht meinen Grimm. Dank' es meinem Mitleid, wenn ich unversehrt Dich ziehen lasse; aber schleunigst reiße aus, eh' es mich reut!“

„Ha, Dein Zorn, was frage ich nach Deiner Drohung?“

wüthete Jaqueline, sich sträubend, wie eine Löwin, gegen die Knechte: „gib mir den Mann, gib mir das Blutgeld zurück!" — „Die Hölle gab noch niemals eine arme Seele, ein Vauru niemals eine Beute heraus!" höhnte der Bastard. „Damit Du aber sehest, daß meine Drohungen nicht leere Worte sind, so befehle ich diesen Männern, daß sie Deinen Rücken mit Ruthen streichen, als eine wohlerworbene Züchtigung."

Im Nu wurde er vollzogen, der grausame Befehl, und mit zerfleischtem Nacken die Aermste vor das Schloßthor gestoßen. Sie krallte sich an die Schranken, und hörte nicht auf, blind vor heißen Schmerzen, ihre Peiniger mit Vorwürfen, mit den schrecklichsten Verwünschungen zu überhäufen. Da redete Dionys zu seinem Vetter: „Willst Du, daß die Närrin einen Aufruhr in der Stadt anrichte? Schon läuft das Volk durcheinander, und je näher der Abend, je gefährlicher ein Streit zwischen den Bürgern und unsern Knechten. Ersticke das geifernde Ungethüm, oder es bringt uns Verderben!"

Der Bastard gebot, noch einmal die Jammernde vor ihn zu bringen. „Schweige, und gehe still Deines Wegs," drohte er: „Du bist des Todes, wenn Du nicht gehorchst!" — „Tödte mich!" versetzte Jaqueline trotzig: „Ich bin eine Wittib, mein Kind ist eine Bettelwaise; es liegt nichts an uns beiden. Tödte mich, wenn ich nicht schreien soll; das ist mein Recht, was ich mir erkauft habe durch Blut und Silber. Unmensch, Wehrwolf, Menschenfresser, tödte mich!" — „Wie duldest Du die abscheuliche Verhöhnung?" fragte Dionys, den Zunder schürend: „Gewähre ihr die Bitte; es ist ein Verdienst, die Magd jener gräßlichen Mörder hinwegzuräumen, die einstens Paris mit Menschenfleisch speiseten. Mach' ein Ende." — Mit unbeschreiblicher Verachtung maß ihn Jaqueline, sprechend: „Du bist ein häß-

licher Sünder, blutiger noch als Dein Vetter. Ich lade Dich vor den Richterstuhl des Allmächtigen, Du Frevler! Stirb in Verzweiflung, stirbt unbeweibt und kinderlos, stirb als ein feldflüchtiger Mann!" — „Genug!" donnerte der Bastard: „Du wagst, Vipernzunge, tapfere Krieger zu beschimpfen? Büße dafür, Schändliche! Schleppt sie hinaus zur Ulme, bindet sie am Stamme fest. Sie feiere dort die Nacht des Wiedersehens. Fort mit Dir, daß Deine Hitze sich verkühle, und Todesstrafe dem vorwitzigen Bürger, der es wagen sollte, Deine Einsamkeit zu beschleichen."

An der Heerstraße nach Paris, nahe bei dem Seitenwege von Chauconin, stand die alte Ulme, deren sich die Vauru's als eines Hochgerichts bedienten. — Nach dem Schreckensbaume richtete sich der Zug der Henker, die an ihren Stricken die verlorene Jaqueline führten, an der Spitze des Bastards Vetter, Dionys. „O rächt meinen gemordeten Mann, ihr Bürger von Meaux!" schrie Jaqueline durch die Gassen: „o helft mir verlassenem Weibe!" Aber vor den drohenden Waffen der Söldner verkrochen sich die Bürger, und das Gesindel folgte lechzend nach Blut dem Opfer. Mit der ersten Dämmerung erreichte der Trupp den Baum, und Jaquelinens Zunge erlahmte, da sie den Schrecken dieses Orts gewahrte, wie sie ihn sich nie gedacht. — An den breitgestreckten Aesten der Ulme hingen mehr als hundert todte Körper; gerade vor dem Angesicht des Weibes der Leichnam ihres Ogier. Das Weib verstummte vor dem gräulichen Schauspiel, und hatte kaum mehr die Kraft, sich schier ohnmächtig gegen die Knechte zu vertheidigen, die ihr die Gewänder entrißen, während Dionys mit eigener Hand die Stricke um ihre Arme schlang, dieselben hoch über ihrem Kopfe fest schnürte, dann die Füße, dann den zerschlagenen Leib mit fühlloser Härte fesselte. — Sogar der mitgelaufene Pöbel verstummte, hielt sich ruhig im weiten Ring und

starrte auf die Unglückliche, die hier dem sichern Tod übergeben wurde. Nachdem der Spott der Knechte, die Neugier des Volks sich erschöpft hatten, gab Dionys das Zeichen zum Rückzuge, und Jaqueline blieb ihrem Schicksale überlassen.

Allein, an dem entsetzlichsten Pranger, in der furchtbaren Nachbarschaft so vieler Leichen, den gemordeten Gatten vor Augen, kam Jaqueline, von dem steigenden Frost gepeinigt, zu ihrem Unglück wieder zu sich. Sie schrie auf, wie ein Thier des Waldes; Niemand hörte sie, das Volk war nach der Stadt zurückgetrieben, alle Pforten waren von drohenden Wächtern besetzt, das ferne Geräusch der schnellfluthenden Marne antwortete ihrem Geheul. Sie rief voll Todespein dem starren Gatten; bald verbarg ihr die Nacht auch den betrübten Anblick seiner Leiche. Der Wind erhob sich, spielte wild mit Jaquelinens schönem Haar, der einzigen Bedeckung ihres zarten Leibes; unter dem rauhen Kuß des Sturmes erstickte ihr Geschrei, wandelte es sich in leises Wimmern. Der Winterfrost war ein wohlthätiger Freund, er verwirrte die Sinne der Gemarterten, daß sie träumte mit offenen Augen, während ihre Zähne klapperten, ihre Glieder schauerten, und die Gehenkten neben und über ihr zusammenstießen, wie flatternde Vogelscheuchen. Waren sie jedoch lieblich, die Gestalten, die ihr nahten? Hatte nicht schon längst der finstere Aberglaube den Todesengel seiner heidnischen Anmuth beraubt? — Da war es ein Chor von Priestern, das in Trauerschleppen den Baum umkreiste, da war es Germains Gespenst, welches, den abgeschlagenen Kopf unter dem Arme, heranschwankte, und aus dem blutigen Munde die schrecklichsten Prophezeiungen stieß; da war es Raffals geräderter Körper, der wie eine ungeheure Raupe über die Wurzeln des Baumes kroch; da war es endlich die gleißende Zauberschlange, die aus den Aesten

schoß, sich zu laben an Blut, und den rothen Karfunkel auf Jaquelinens Busen legte, daß ein glühender Brand darinnen wach wurde, wenn schon das Mark in ihren Gebeinen gefror. — Da erhob unter zuckenden Schmerzen das Weib die eintönige, stets im gleichen Wehruf wiederkehrende Klage: „O, Du Majestät Gottes, zu welchem Unglück bin ich geboren! O, wann werden aufhören meine Leiden!“ — Aermste Mutter! sie begannen erst, daß Du riefest: „Germain, zerfleischt mich nicht mit Euerm Beil! Raffal, wie schneiden so brennend Eure Messer! Vivre, wie sticht und nagt Dein Zauberstein!“ Und kein Gedanke an Ogier, und kaum ein Gedanke an das arme Wesen, das sich ungestüm von seinen geheimnißvollen Banden losriß . . . nicht ein Gedanke der Liebe in dem Körper, der sich unter tausendfältigen Martern wand . . .! nur die Verzweiflung, nur das Entsetzen, nur der Schmerz bei der Verlassenen. Rings die schweigende Nacht, so stumm und lautlos, daß der grausige Schwanengesang in der Stadt vernommen wurde; rings der Duft der Verwesung! Aber auf ihren Moderspuren kam das Ende so vielen Gräuels herbei. Jaqueline sollte nicht den Morgen, ihr Kind nicht die Welt sehen . . . streifende Wölfe vollendeten, was die Grausamkeit adeliger Räuber begonnen hatte . . .

Als nach wenigen Tagen Armand von Capitau wieder die Straße zog, gen Meaux reitend, und die verstümmelten Reste Jaquelinens an dem Fluchbaume fand, gelobte er allen Heiligen, Rache zu nehmen für den Frevel. Er konnte es; ihm folgten die Heerbanden der Burgundier und Engländer auf dem Fuße, die Veste Meaux zu gewinnen. Mit stürmender Hand wurde die Stadt jenseits der Marne erobert, und Armands Faust erschlug unter dem Schloßthore den treulosen Dionys. — Diejenigen Waffenleute, die sich noch diesseits des Flusses, in dem Markte, hielten, ergaben

sich auf Gnade und Ungnade. Der Bastard von Vauru stand an ihrer Spitze, und erlitt die Strafe, nicht seiner Verbrechen, sondern seines tapfern Widerstands. Seines Ritterthums durch den Henker beraubt, auf einer Kuhhaut durch die Stadt geschleppt, am Fuße seiner Ulme enthauptet, fand er den Lohn seiner Thaten. In sein eigen Banner gewickelt, wurde sein Leib an den Beinen aufgehenkt; sein Kopf, auf eine Lanze gesteckt, überragte den Wipfel des Baums. Daneben hing der im Kampf erlegene Dionys.

Bis in die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts stand der mordbefleckte Baum, ein Sitz der Raben, ein Eigenthum des Scharfrichters von Meaux, aber noch immer im Volke bekannt als die Ulme des Vauru.

Ende des ersten Bandes.

sich auf Gnade und Ungnade. Der Schulze vom Bauern stand an ihrer Spitze, und erlitt die Strafe; nicht seiner Verbrechen, sondern seines tapfern Widerstandes. Seines Schulzenamtes durch den Henker beraubt, auf einer Kuhhaut durch die Stadt geschleppt, am Fuße seiner Ulme enthauptet, fand er den Lohn seiner Thaten. In sein eigen Wamms gewickelt, wurde sein Leib an den Bäumen aufgehenkt; sein Kopf, auf eine Lanze gesteckt, überragte den Gipfel des Baumes, an dessen Aesten hing der im Kampf erlegene Dionys.

Und in die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts klang der unerschütterliche Baum, ein Sitz der Raben, ein Eigenthum des Scharfrichters von Prauer, aber noch immer im Volke bekannt als die Ulme des Bauern.

Ende des ersten Bandes.

Sich auf Gnade und Ungnade. Der Anführer vom Bauernstande an ihrer Spitze, und erlitt die Strafe, nicht seiner Verbrechen, sondern seines kopflosen Widerstandes. Seines Widerstandes durch den Henker beraubt, auf einer Kuhhaut durch die Stadt geschleppt, am Fuße seiner Ulme enthauptet, fand er den Lohn seiner Thaten. An sein eigen Wappen geknüpft, wurde sein Leib an den Bäumen aufgehenkt; sein Kopf, auf [illegible] Lanze gesteckt, überragte den Gipfel des Baumes. [illegible] hing der im Kampf erlegene [illegible].

Bis in die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts stand der unerschütterte Baum, ein Sitz der Raben, ein Eigenthum des Scharfrichters von [illegible], aber noch immer im Volke bekannt als die Ulme des Bauern.

Ende des ersten Bandes.

sich auf Gnade und Ungnade. Der [illegible] an ihrer Spitze, und erlitt die Strafe, nicht seiner Verbrechen, sondern seines kühnen Widerstandes. Seines [illegible] durch den Henker beraubt, und einer Aufschrift durch die Stadt geschleppt, am Fuße seiner Burg enthauptet, fand er den Lohn seiner Thaten. In [illegible] gemildert, wurde sein Leib an den Zinnen aufgehängt; sein Kopf, auf eine Lanze gesteckt, überragte den Gipfel des [illegible] hing der im Kampf erlegene [illegible].

Erst in die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fand der [illegible] Baum, ein [illegible] der [illegible], ein Eigenthum des [illegible] von [illegible], aber noch immer im Volke bekannt als die Ulme des [illegible].

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spindler, Karl,

C. Spindler's Werke

Bd.: 54

Stuttgart 1840

P.o.germ. 1406 w-54/55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120499-0